



Unverzagt.
Mit Herz und Verstand

ANSPRACHEN
UND ANDERE TEXTE

von und mit
Bischof Dr. Gerhard Feige
2025

Unverzagt.

Mit Herz und Verstand

ANSPRACHEN
UND ANDERE TEXTE

von und mit
Bischof Dr. Gerhard Feige
2025

VORWORT

Als Bischof Feige mir das Bild der Rose unter der Eisschicht zusandte, mit dem Vermerk „Vielleicht ist das was für die Broschüre“, dachte ich sofort: Das ist genau das richtige Bild für dieses Buch. Eine zarte Rose blüht unter dem Eis. Wie wunderschön, wie stark, wie unverzagt!

Unverzagt – so kann man wohl die Situation der katholischen Kirche im Bistum Magdeburg beschreiben. Mit nur drei Prozent Katholiken an der Gesamtbevölkerung leben wir im Großen und Ganzen außerhalb der alltäglichen Wahrnehmung der ostdeutschen „Normalbevölkerung“. Es sei denn, ein Papst stirbt, und ein neuer wird gewählt – wie im Frühjahr 2025. Dann gibt es einen Medienrummel um die katholische Kirche, einen Trubel der Aufmerksamkeit und der Anfragen: Ein Statement zum Tod – ein Statement zu Leo XIV., Herr Bischof. Und bitte.

Unverzagt haben unsere Seelsorgerinnen und Seelsorger auch geholfen, in der Nacht des Anschlags auf den Magdeburger Weihnachtsmarkt am 20. Dezember 2024 und in der Folge – gemeinsam mit den anderen Partnern der Notfallhilfe.

Unverzagt ist und bleibt unser Bischof. Er wird nicht müde zu betonen, dass Kirche sich nicht aus der Öffentlichkeit zurückziehen sollte, sondern geradezu die Pflicht hat, sich zu gesellschaftspolitischen Themen zu äußern – nämlich dann, wenn es um den Angriff auf die Würde des Menschen geht. Eine Menschenwürde, die Jesus nie nach Herkunft oder Ethnie unterschieden hat.

Dabei, schreibt Bischof Feige in diesem Band, geht es um Herz und Verstand zugleich. Nicht rigorose Zurückweisung sei anzustreben, so der Bischof, sondern eine realistische, wertebasierte und rechtskonforme Regulation. Mutig und menschlich. Herzlich und vernünftig.

Unverzagt. Mit Herz und Verstand, so titelt die vorliegende Sammlung aus Predigten, Grußworten, Statements und Interviews. Sie werden sehen: Bischof Feige kommt in seinen Texten am Ende stets zu dieser einen (unverzagten) Botschaft: Bleib zuversichtlich und hab Gottvertrauen!

Und so wünsche ich Ihnen, liebe Leserin, lieber Leser, nun viel Freude beim Lesen!

Ihre Anja Schlender
Pressereferentin im Bistum Magdeburg





INHALTSVERZEICHNIS

Quo vadis Religion? Schlusswort beim Ökumenischen Jahresempfang der Kirchen in Sachsen-Anhalt am 11. Juni 2024	06
„... wenn ein Glied geehrt wird, freuen sich alle Glieder mit“ Grußwort anlässlich der Großen Weihe der serbischen orthodoxen Kirche des heiligen Erzengels Michael in Hamburg am 22. Juni 2024	08
Um Gottes und der Menschen willen Predigt zum Rundfunkgottesdienst von MDR und DLF am 4. August 2024	10
30 Jahre Frauenheilkunde und 25 Jahre Geburtshilfe am Marienstift Magdeburg Grußwort zum Festakt am 28. August 2024	13
Jede Zeit hat ihre eigenen Herausforderungen Predigt beim Sachsen-Anhalt-Tag am 30. August 2024 in Stendal	16
Ungewöhnlich herausgefordert Zum aktuellen Stand des orthodox-katholischen Dialogs, in: HK 2024	20
„Für euch bin ich Bischof und mit euch Christ“ Predigt am 14. September 2024 anlässlich des 25-jährigen Jubiläums der Bischofsweihe	23
Zeige mir deine Wege Predigt anlässlich der Goldenen Profess von Schwester Barbara (Geuther) OSB am 17. September 2024 in Alexanderdorf	27
Vertrauen in stürmischen Zeiten Predigt zum Gottesdienst mit Goldenen und anderen Ehejubilaren am 21. September 2024	30
Belastbar wie Vater und Mutter Interview von Dorothee Wanzek, in Tag des Herrn, Nr. 26 vom 29. September 2024	34
Antisemitismus Statement zum 5. Jahrestag des Halle-Attentats am 9. Oktober 2024	37
Gerechtfertigt, beschenkt und herausgefordert Predigt beim Ökumenischen Gottesdienst zum Reformationsfest am 31. Oktober 2024 in St. Petri in Hamburg	39
Nur wer brennt, entflammt auch andere Predigt zu 25 Jahre Kloster Helfta am 17. November 2024	44

Halten und Aushalten	48	Macht, Osten, Verantwortung	93
Einführung zur ökumenischen Gedenkfeier am 21. Dezember 2024 im Magdeburger Dom anlässlich des Anschlags auf den Magdeburger Weihnachtsmarkt		Interview von Dr. Karin Wollschläger für die Katholische Nachrichtenagentur (KNA) am 16. April 2025	
Eröffnungsworte zur Christnacht 2024	50	Mündiges Christsein	96
		Predigt beim Dies pastoralis 2025	
Heilsame Erinnerung	52	Vertrauen, Mut und Zuversicht	100
Predigt zur Christmette 2024		Predigt am Ostersonntag 2025	
Gottes Wort ist wirkmächtig	56	„Pilger der Hoffnung“	104
Predigt zum Hochfest der Geburt des Herrn 2024		Nachruf zum Tod von Papst Franziskus am 21. April 2025	
Inkulturation	60	Für wen halten die Menschen den Menschensohn?	106
Predigt zu Epiphanie 2025		Predigt beim Ökumenischen Gottesdienst am 28. April 2025 anlässlich 1700 Jahre Konzil von Nizäa	
Tag des Herrn	64	„Ich bin voller Hoffnung, dass der eingeschlagene Weg der Kirche gut weitergeht.“	108
Predigt zum Universitätsgottesdienst in Halle am 19. Januar 2025		Statement zur Wahl von Papst Leo XIV.	
Der Wahrheit Gottes verpflichtet – mit Herz und Verstand	69	Begrüßung zur Sitzung des Synodalen Ausschusses	110
Predigt zum Patronatsfest der Kathedrale St. Sebastian und zum Dompropstwechsel von Reinhold Pfafferodt zu Daniel Rudloff am 26. Januar 2025		in Magdeburg am 9. Mai 2025	
Mut zur Stille	74	Sehen, hinsehen und dienen	115
Predigt zu Aschermittwoch 2025		Predigt bei der Diakonenweihe von Holger Kwak und Markus Jäckel am 10. Mai 2025	
Zukunft braucht Versöhnung	77	Von guten Hirten und dem Hören auf Gottes Wort	119
Brief zur Österlichen Bußzeit 2025		Predigt zu 25 Jahre Kloster Mühlberg am 11. Mai 2025	
„ ... das tut auch ihnen!“	80	„Kommt her, mir nach“	123
Predigt bei der Frühjahrsvollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz am 13. März 2025 im Kloster Steinfeld		Predigt zur Priesterweihe von Matthäus Ruby am 7. Juni 2025	
Ökumenisches Miteinander als mitteldeutsches Qualitätsmerkmal	84	Ein ausdrucksstarkes Zeichen	128
Grußwort zur Verabschiedung von Kirchenpräsident Joachim Liebig und Einführung von Kirchenpräsident Karsten Wolkenhauer am 29. März 2025 in Köthen		Grußwort zur Eröffnung der Caritas-Regionalstelle in Bitterfeld-Wolfen am 11. Juni 2025	
Menschenwürde und Nächstenliebe	86	Die Demokratie verteidigen	131
Predigt anlässlich 30 Jahre St. Joseph-Krankenhaus Dessau, Klinik für psychische Erkrankungen am 2. April 2025		Grußwort beim Ökumenischen Jahresempfang am 17. Juni 2025	
Selbstbestimmung und Fürsorge	88	Was ist uns heilig?	134
Grußwort anlässlich 30 Jahre St. Joseph-Krankenhaus Dessau, Klinik für psychische Erkrankungen am 2. April 2025		Predigt zu Fronleichnam 2025	
Synodalität	90	Von Kaiser und Gott, Staat und Kirche sowie dem Katholischen Büro Sachsen-Anhalt	138
Worte zur konstituierenden Sitzung des Bistumsrates am 5. April 2025		Predigt zur Verabschiedung von Stephan Rether am 25. Juni 2025	

Quo vadis Religion?

Schlusswort beim Ökumenischen Jahresempfang der Kirchen in Sachsen-Anhalt am 11. Juni 2024

Sehr geehrte Damen und Herrn, liebe Gäste, im Programm ist von einem Schlusswort die Rede; ich möchte jedoch nichts abschließen, sondern eher überleiten. Zunächst ist es mir ein Bedürfnis, im Namen der gastgebenden Kirchen vielfältig und herzlich Dank zu sagen.

Ich freue mich, dass Sie so zahlreich unserer Einladung gefolgt sind und damit Ihr Interesse am Dialog und an konstruktiven Beziehungen mit den Kirchen zum Ausdruck bringen, und das in keineswegs leichten Zeiten. Gerade ist die Wahl zum Europäischen Parlament erfolgt. Was die Ergebnisse bedeuten, wird sich erst noch zeigen. Und heute sind uns Anstöße gegeben worden, über die Zukunft, Chancen und Risiken von Religion nachzudenken.

Ganz persönlich und im Namen aller Anwesenden möchte ich Ihnen, sehr geehrter Herr Prof. Pollack, für Ihre exzellenten und äußerst anregenden Ausführungen sehr herzlich danken. Sie haben uns die Augen geöffnet, um Entwicklungen und Herausforderungen noch kritischer wahrzunehmen und darauf entsprechend einzugehen.

Gottlos glückliche Ostdeutsche?

Quo vadis Religion? Diese Frage beschäftigt uns in unserer Region schon seit Jahrzehnten. Manche sprechen hinsichtlich der Situation in Ostdeutschland von einer „forcierten Säkularität“ oder von „ererbter Gottlosigkeit“ und halten die meisten ehemaligen DDR-Bürger für „religionsresistent“ oder „gottlos glücklich“. Während – so habe ich es einmal gehört – Gott im Westen vielfach aus dem Herzen geschwunden sei, sei er im Osten auch aus dem Kopf entwichen. Viele wüssten schon mit dem Begriff „Gott“ nichts mehr anzufangen.

Angeblich – so eine weitere Meinung – sei man im Osten stolz darauf, damit „rationaler“ und „fortschrittlicher“ als die Westdeutschen zu sein, und wolle sich dieses Charakteristikum der eigenen Identität nicht auch noch rauben lassen. Offensichtlich gestalten viele ihr Leben pragmatisch und sehen sich darin durch ein vorwiegend wissenschaftsgläubiges Weltbild bestätigt. Ethik schien bislang auch ohne Religion möglich zu sein; ein genereller Werteverfall war nicht auszumachen. Inzwischen habe ich da so meine Zweifel.

Schon vor mehr als einem Jahrzehnt hat Johann Baptist Metz, ein katholischer Theologe, behauptet: „Wir leben in einer Art religionsfreundlicher Gottlosigkeit, gewissermaßen in einem Zeitalter der Religion ohne Gott.“ Was könnte damit gemeint sein? Nach Metz ist ‚Unterbrechung‘ die wohl kürzeste Definition von Religion. Andere beschreiben Religion als ‚Weltabstand‘ (Henning Luther), ‚Letztgültiges‘ (Fritz Oser), ‚Kontingenzbewältigung‘ (Niklas Luhmann, Peter Berger) oder ‚das, was uns unbedingt angeht‘ (Paul Tillich).

Hier kommt Gott zunächst auch nicht vor, zumindest nicht ausdrücklich. Es sind aber Versuche, mit Erfahrungen und Gegebenheiten des Lebens umzugehen, sich an etwas oder jemandem auszurichten, wovon man überzeugt ist, dass es dem Leben Sinn gibt. Es ist eine Haltung zum Alltag und zur Welt, die den Raum ermöglicht, zu hinterfragen, und den Blick öffnet, tiefer und weiter zu schauen.

Religion ist vielfältig

Religion und das, was Menschen darunter verstehen, wie sie es leben und wie sie ihren Glauben darin ausdrücken, ist also durchaus vielfältig und differenziert. Wollen wir als Kirchen uns nicht damit abfinden, dass die Gleichgültigkeit der Menschen dem Christentum gegenüber wächst oder Zerrbilder von ihm die Runde machen, werden wir immer wieder in den Dialog mit der Gesellschaft treten müssen. Dazu gehört, die Krisen und Herausforderungen dieser Zeit – auch unsere eigenen – wahrzunehmen und anzugehen. Dazu gehört aber auch, sich proaktiv einzubringen und für die grundlegenden Werte unseres Zusammenlebens einzusetzen: die Unantastbarkeit der Würde eines jeden Menschen, Subsidiarität und Solidarität, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, Anstand und Respekt.



v.l.: Landesbischof Friedrich Kramer (EKM), Bischof Gerhard Feige, Ministerpräsident Reiner Haseloff (CDU), Landesbischof Christoph Meyns (Evangelisch-lutherische Landeskirche Braunschweig), Prof. Detlef Pollack

Unser christlicher Glaube tröstet nicht nur in den Unvollkommenheiten des Lebens, sondern drängt und ermutigt uns auch, anderen Menschen in ihren vielfachen Bedürfnissen und Nöten beizustehen und daran mitzuwirken, Probleme zu lösen und Perspektiven aufzuzeigen. Angesichts dieser Gemengelage haben Sie, sehr geehrter Herr Prof. Pollack, uns nicht nur eigene Defizite aufgezeigt, sondern auch auf Möglichkeiten hingewiesen, unserer Überzeugung und Verantwortung noch besser gerecht zu werden. Dafür noch einmal ganz herzlichen Dank!

Ebenso herzlich danke ich Ihnen, sehr geehrter Herr Ministerpräsident Dr. Haseloff für ihr Grußwort im Namen des Landtags und der Landesregierung. Es zeigt sehr deutlich, dass die Beziehungen von Parlament und Regierung zu unseren Landeskirchen und Bistümern weiterhin stabil und partnerschaftlich sind – geprägt von einer unbestrittenen jeweiligen Selbstständigkeit, aber geeint in dem Ziel, sich für die Menschen und das Gemeinwohl in Sachsen-Anhalt und darüber hinaus tatkräftig einzusetzen.

„... wenn ein Glied geehrt wird, freuen sich alle Glieder mit“ *1 Kor 12,26*

Grußwort anlässlich der Großen Weihe der serbischen orthodoxen Kirche
des heiligen Erzengels Michael in Hamburg unter dem Vorsitz von Patriarch Porfirije
am 22. Juni 2024

*Heiligkeit,
Eminenz, lieber Metropolit Grigorije!
Sehr geehrter Herr Erzpriester Vujasinović,
lieber Vater Siniša!
Liebe Mitbrüder im bischöflichen und
priesterlichen Amt!
Verehrte Festgemeinde!*

Die Große Weihe der Kirche des Heiligen Erzengels Michael ist für die Serbische Orthodoxe Kirche in Deutschland und ihre Gemeinde in Hamburg ein großes Ereignis. Dazu gratuliere ich als Vorsitzender der Ökumenekommission auch im Namen meiner Mitbrüder in der katholischen Bischofskonferenz sehr herzlich und wünsche insbesondere den serbisch-orthodoxen Christinnen und Christen hier vor Ort, dass die Kirche in ihrer neuen Gestalt zum Zentrum einer reichen Liturgie und eines vielfältigen Gemeindelebens wird.

Die Tage werden dadurch gekrönt, dass das Oberhaupt der Serbischen Orthodoxen Kirche, Seine Heiligkeit Patriarch Porfirije, aus diesem Anlass erstmals Deutschland besucht und den Feierlichkeiten vorsteht. Es ist für mich eine besondere Ehre und große Freude, dass ich Teil der

Festgemeinde sein und ein Grußwort an Sie richten darf. Die traditionell guten Beziehungen, die zwischen der Serbischen Orthodoxen Kirche und der katholischen Kirche in Deutschland wie auch in Serbien bestehen, werden dadurch bestätigt und bekräftigt. Als Schwestern und Brüder in Christus teilen wir Ihre Festfreude von ganzem Herzen.

Gern sage ich bei dieser Gelegenheit der Serbischen Orthodoxen Kirche in Deutschland Dank für ihre ökumenische Aufgeschlossenheit und ihr ökumenisches Engagement in bilateralen Kontakten ebenso wie im Kontext der Beziehungen zwischen der Deutschen Bischofskonferenz und der Orthodoxen Bischofskonferenz in Deutschland.

Pfingsten als Geburtstag der Kirche

Nach dem Kalender des orthodoxen Kirchenjahres ist heute der Vorabend zu Pfingsten. Dieses Fest des Heiligen Geistes gilt als Geburtstag der Kirche. Erst die Ausgießung des Heiligen Geistes lässt die nach Jesu Tod verschreckte Schar derer, die ihm gefolgt waren, aus der Zurückgezogenheit in die Welt hinausgehen und ihn als auferstandenen Herrn und Messias verkünden. In diesem Anfang zeigt

sich das, was der Auftrag der Kirche ist: hinauszugehen und die frohe Botschaft zu verkünden. Damit die Welt dem Zeugnis der Jünger trauen und Glauben schenken kann, betet Jesus am Abend vor seinem Leiden um die Einheit der Seinen (Joh 17,21).

Die Einheit der Kirche steht also im Dienst der Glaubwürdigkeit der Verkündigung. Der Heilige Geist ist die Kraft, die uns zur Einheit antreibt und die Vielfalt der Gaben in dem einen Leib Christi zusammenführt. Von diesem Impuls ist die Ökumene getragen. Sie will die Einheit, die uns in Christus geschenkt ist, immer stärker sichtbar machen und Unterschiede, die zwischen uns bestehen, immer mehr miteinander versöhnen.

Überwindung der Differenzen

Wir wissen alle und müssen es bis heute schmerzlich erfahren, wie schwer es ist, die Einheit zu bewahren und zu leben. Das gilt für den Zusammenhalt innerhalb der Kirchen, aber auch für die Beziehungen zwischen den Kirchen. In der vergangenen Woche hat das Päpstliche Dikasterium zur Förderung der Einheit der Christen unter dem Titel „Der Bischof von Rom“ ein neues Studiendokument veröffentlicht. Darin werden Vorschläge für eine Weiterentwicklung des katholischen Verständnisses vom Papstamt gemacht und neue Perspektiven eröffnet.

» Der Heilige Geist ist die Kraft,
die uns zur Einheit antreibt.«

In erster Linie ergeben sich dadurch Aufgaben für die katholische Theologie und die katholische Kirche. Aber um in dieser Frage weiterzukommen, brauchen wir auch die Geschwister in anderen Kirchen und Gemeinschaften, die mit uns zusammen nachdenken. Ich hoffe, dass wir so zu einem ökumenisch anschlussfähigen Verständnis des petrinen Dienstes an der Einheit der Kirche kommen können. Mögen die Anregungen, die das neue Studiendokument hierzu enthält, fruchtbar werden, und mögen wir gemeinsam einen Weg zur Überwindung der Differenzen finden, die mit dem Papstamt verbunden sind und bislang die Ökumene belasten.

Heute aber wollen wir uns freuen: die Serbische Orthodoxe Gemeinde des Heiligen Erzengels Michael und die Serbische Orthodoxe Diözese von Düsseldorf und Deutschland über die Weihe ihrer Kirche und den Deutschlandbesuch ihres Oberhauptes, und wir als ökumenische Geschwister mit Ihnen. Denn das ist das Schöne an der Ökumene: Wir leiden nicht nur miteinander und manchmal wohl auch aneinander, sondern es gilt auch, was der Apostel Paulus ebenfalls in seinem Ersten Brief an die Korinther schreibt: „... wenn ein Glied geehrt wird, freuen sich alle Glieder mit“ (1 Kor 12,26). In diesem Sinne wünsche ich zur Kirchweihe nochmals alles Gute und Gottes Segen, und den orthodoxen Gläubigen ein Frohes Pfingsten!

Um Gottes und der Menschen willen

Predigt zum Rundfunkgottesdienst von MDR und DLF
am 4. August 2024 (Ex 16,2-4.12-15; Joh 6,24-35)

Schaut man sich weltweit um, ist es überraschend, wie unterschiedlich Bistümer sein können: klein oder groß, traditionsreich oder blutjung, bevölkerungsdicht oder territorial weit, finanzstark oder hilfsbedürftig, von der Auferstehung Jesu Christi beflügelt oder mehr von dessen Kreuzesnachfolge geprägt. Eine äußerlich erkennbare Norm scheint es nicht zu geben.

Fest steht jedoch: Entscheidend ist nicht ein totes Territorium, sondern das lebendige Gottesvolk, das jeweils als Kirche in Erscheinung tritt. Bistümer entstehen immer dann, wenn das Evangelium Jesu Christi in einer Region tatsächlich angekommen und geerdet ist, wenn eine Ortskirche eigener Prägung meint, genügend Reife erlangt zu haben, um ihren Weg eigenständig weiterzugehen, und auch den Mut besitzt, dies zu riskieren.

Und so waren auch wir in Magdeburg vor 30 Jahren davon überzeugt und dazu bereit, diese Herausforderung anzunehmen. Seitdem mühen wir uns hierzulande noch mehr, das Evangelium Jesu Christi in katholischer Auslegung auf mitteldeutsch zu buchstabieren und zu leben.

Offen und veränderungsbereit

Solche Inkulturation bringt immer auch einen „eigenen Stallgeruch“ mit sich. Das kann anheimelnd wirken und emotional verbinden – und ist gut so. Es darf unter uns aber nicht stickig und muffig werden. Immer wieder ist Frischluft vonnöten: Offenheit und Veränderungsbereitschaft, Fantasie und Kreativität, Mut und Elan. Und wenn wir uns nicht von selbst bewegen, wird uns der Geist Gottes auf seine Weise antreiben. Er ist es auch, der uns zusammenführt und als Ortskirche mit Leben erfüllt.

Dabei wissen wir, dass es uns nur gemeinsam gelingen kann, glaubhaft und wirkmächtig Kirche zu sein: Gemeinden und Bistumsleitung, Caritasverband und Schulstiftung, Vermögensverwaltung und Seelsorgeamt, Priester und Diakone, Ordensleute und Laien, Haupt- und Ehrenamtliche, Verbände und Initiativen.

Darüber hinaus sind alle Bistümer durch ein lebendiges, wesentliches und dauerndes Band miteinander und mit der ganzen Kirche verbunden. Keine Ortskirche kann und darf sich selbst genügen, wenn sie nicht ins Abseits geraten will.



Rechte: Bistum Magdeburg

v.l.: Lektoren Torsten Bühring, Lydia Shalev, Bischof em. Leo Nowak, Bischof Gerhard Feige und Diakon Thomas Pogoda

Zudem fühlen wir uns über unsere katholischen Kirchengrenzen hinaus aber auch den anderen christlichen Kirchen aufrichtig verbunden und mühen uns mit ihnen um eine größere und tiefere Gemeinschaft.

Konstruktiv und menschenfreundlich

Und schließlich lässt uns die „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst“ (GS 1) der Gesellschaft, in der wir leben, und aller Menschen nicht unberührt, sehen wir uns als „schöpferische Minderheit“ an, und versuchen, das Zusammenle-

ben konstruktiv und menschenfreundlich mitzugestalten. Woher nehmen wir aber angesichts der zunehmenden Herausforderungen unsere Kraft? Was lässt uns trotz dramatischer Ab- und Umbrüche nicht verzagen? Woraus schöpfen wir Hoffnung und Zuversicht? Manchmal murren auch wir – wie die Israeliten auf dem Weg durch die Wüste – und sehnen uns nach früheren Verhältnissen zurück, angeblich „goldenen Zeiten“, im Bild gesprochen: „den Fleischtöpfen Ägyptens“. Manchmal wünschen auch wir uns – wie die Leute im Evangelium – mehr sichtbare Erfolge, beeindruckende Zeichen und satte Lösungen, möchten wir einfach nur Ruhe und Zufriedenheit.

» Um Gottes und der Menschen willen«

Sicher ist das irgendwie verständlich, wäre aber zu wenig oder zu oberflächlich. In einem Gebet heißt es: „Herr gib denen, die Hunger haben, Brot, und denen, die Brot haben, Hunger nach den Gütern des ewigen Lebens.“ In diese Richtung zielt auch, wenn Jesus diejenigen, die ihm nachgefolgt waren, darauf hinweist, dass es über die irdische Nahrung hinaus etwas gibt, was der tiefen Sehnsucht der Menschen nach Glück und Sinn noch mehr entgegenkommt. Dieses lebendige Brot aber kann man sich weder erarbeiten noch verdienen, sondern nur von Gott schenken lassen. Voraussetzung dafür aber ist, sich gläubig der Wirklichkeit Gottes zu öffnen. Letztlich ist es Jesus selbst, der von sich sagt: „Ich bin das Brot des Lebens; wer zu mir kommt, wird nie mehr hungern, und wer an mich glaubt, wird nie mehr Durst haben.“

Aus dem Zentrum des Glaubens leben

Hierin liegt unsere Kraftquelle. Sich dessen bewusst zu sein, ist für uns Christen und Christinnen ganz entscheidend. Darauf verweist auch Karl Rahner mit seiner berühmten Aussage: „Der Christ der Zukunft wird ein Mystiker sein. Einer, der etwas erfahren hat, oder er wird nicht mehr sein.“ Wirklich anregend und überzeugend sind wir auf Dauer nur, wenn wir aus dem Zentrum unseres Glaubens leben, aus dem innersten Kern dessen, was uns nähren und unser Herz stärken kann.

In diesem Sinn wünschte ich mir nicht nur in unserem Bistum möglichst viele Christinnen und Christen, die wirklich zugleich menschenfreundlich und gottverbunden sind, weltoffen und tiefgläubig, mutig und gelassen, kritisch und zuversichtlich, und die auch von der Not so vieler Menschen nicht unberührt bleiben, sondern nach ihren Kräften und Fähigkeiten helfen und auch gesellschaftliche Verantwortung wahrnehmen. Schließlich ist Christsein nicht nur eine Weltanschauung, sondern auch oder vor allem eine Lebensweise, und Kirche kein Verein, der lediglich um sich selbst kreist, sondern eine Bewegung und Gemeinschaft, die dazu berufen und gesandt ist, dem Heil aller Menschen zu dienen. Möge das immer wieder Wirklichkeit werden.

30 Jahre Frauenheilkunde und 25 Jahre Geburtshilfe am Marienstift Magdeburg

Grußwort zum Festakt am 28. August 2024

Was hat eigentlich der katholische Bischof von Magdeburg mit Frauenheilkunde und Geburtshilfe zu tun? Das ist gar nicht so schwer zu beantworten. Zum einen hatte er eine Mutter, die ab und zu den Frauenarzt aufsuchte, und außerdem wurde er selbst einmal geboren. Beides betraf das St. Barbara-Krankenhaus in Halle, in dem auch Elisabeth-Schwestern wirkten. Dabei kam ich sogar an einem 19. November – dem Gedenktag der heiligen Elisabeth – zur Welt und sollte nach dem Wunsch der Schwestern auch so heißen. Meine Mutter hätte sich durchaus darauf eingelassen, doch die Voraussetzungen dazu waren bei mir nicht gegeben. Zum anderen habe ich eine Nichte, die als leidenschaftliche Landhebamme im Osterzgebirge wirkt und mir ab und zu von ihren Erfahrungen berichtet. Außerdem treffe ich mich jährlich mit den Schwangerschaftsberaterinnen und einem -berater unserer Caritas, um zu hören, welche Probleme und Entwicklungen sie wahrnehmen. Und schließlich werde ich seit einigen Jahren gelegentlich angefragt, ob ich mich an der Finanzierung einer anonymen Geburt beteiligen kann.

Da es mir und der von Bischof Leo Nowak gegründeten Stiftung Netzwerk Leben ein wichtiges Anliegen ist, Menschen in Schwierigkeiten vor und nach der Geburt eines

Kindes zu unterstützen, bin ich dankbar, über einen Sozialfonds verfügen und dazu etwas beitragen zu können.

Menschlichkeit

„Gott ist ein Freund des Lebens.“ Das ist für mich und uns als Kirche eine Maxime. Und so verstehen wir Christen und Christinnen auch unseren Einsatz im Bereich von Krankenhäusern und Kliniken nicht als „eine Art Wohlfahrtsaktivität, die man auch anderen überlassen könnte“, sondern als einen „unverzichtbaren Wesensausdruck“ unserer Berufung und Sendung. Darum freue ich mich, dass dies sowohl in der Frauenheilkunde als auch in der Geburtshilfe des St. Marienstiftes schon seit Jahrzehnten auf hohem Niveau und mit beeindruckender Menschlichkeit verwirklicht wird. Mein aufrichtiger und herzlicher Dank gilt allen, die bisher dazu beigetragen haben und auch heute dazu beitragen.

Erst vor einigen Tagen hat sogar das Fernsehen des MDR in der Sendung „Sachsen-Anhalt heute“ im Hinblick auf hebammengeführte Kreißsäle anerkennend und lobend darüber berichtet. In ähnlicher Weise kam dabei auch das



Quelle: Michael Komminé, Rechte: St. Marienstift

Das Magdeburger Krankenhaus St. Marienstift gehört zum katholischen Elisabeth Vinzenz Verbund.

hallesche Krankenhaus St. Elisabeth und St. Barbara zur Sprache. Selbst wenn wir als katholische Kirche hierzulande nur eine kleine Minderheit sind, zeigt das doch, wie schöpferisch und hilfreich wir sein können.

Neben diesem praktischen Engagement ist es uns aber auch ein wichtiges Anliegen, unsere Wertvorstellungen in die aktuellen bioethischen Debatten einzubringen. Mit großer Sorge nehmen wir wahr, dass in Fragen des Lebensschutzes die Grundprinzipien unserer staatlichen Rechtsordnung möglicherweise noch weiter verschoben werden. Darum haben wir Bischöfe – in erstaunlicher Übereinstim-

mung mit dem Zentralkomitee der deutschen Katholiken und dem Deutschen Caritasverband – dazu erklärt: „Das Recht auf Selbstbestimmung ist in ... unserer Gesellschaft ein hohes Gut. ... auch aus der Perspektive eines christlichen Menschenbildes. ... Deshalb ist es uns wichtig, die Frauen in ihrer individuellen Situation des Schwangerschaftskonfliktes achtsam wahrzunehmen ... und ihr Selbstbestimmungsrecht nicht in ungebührlicher Weise einzuschränken.“

Die Würde des Ungeborenen

Zugleich ist es „jedoch unverzichtbar, ... auch die Würde des noch nicht geborenen, aber bereits gezeugten und sich als Mensch entwickelnden Kindes im Mutterleib im Blick zu behalten.“ Das Dilemma, dass sich in dieser Frage „fundamentale Rechtspositionen zweier Menschen konfliktuell gegenüberstehen“, die doch eigentlich – wie das Bundesverfassungsgericht es ausgedrückt hat – eine „Zweiheit in Einheit“ bilden, lässt sich – unserer Meinung nach – nicht dadurch auflösen, „dass man dem ungeborenen Kind entweder seine Würde teilweise oder sogar ganz abspricht oder aber sein Lebensrecht abstuft und gerade seine völlige Angewiesenheit auf die Mutter und seine Schutzbedürftigkeit als Grund dafür heranzieht, ihm weniger oder gar keinen Lebensschutz zuzuerkennen“. Auch wenn schon die derzeit geltende Regelung – ein mühsam errungener Kompromiss – in vielem nicht unserer Überzeugung entspricht, plädieren wir doch entschieden dafür, daran nicht noch weitere Abschwächungen vorzunehmen. Aus ethischer Perspektive heraus können wir jedenfalls eine Abtreibung „nicht gutheißen“, und schon gar nicht „als eine Normalität menschlichen Lebens akzeptieren.“

Dabei unterscheidet uns freilich von jenen, die gelegentlich dieses Thema gewissermaßen als „christliches Feigenblatt“ vor sich hertragen, dass es ihnen nicht wie uns um jedes ungeborene menschliche Wesen – egal, ob gesund oder krank, mit oder ohne Behinderung, ein-

» Gott ist ein Freund des Lebens«

heimisch oder ausländisch – geht, sondern lediglich – nationalistisch und rassistisch denkend – um eine Regenerierung des deutschen Volkes.

Schwangerschaftskonflikte entschärfen

Die unbedingte Achtung vor der von Gott verliehenen Würde eines jeden Menschen und die Ehrfurcht vor der Heiligkeit des Lebens ist eine bleibende persönliche wie gesellschaftliche Herausforderung. Ihr gilt es, sich immer wieder tatkräftig und liebevoll zu stellen! Dazu gehört aber auch, den Schutz und die Rahmenbedingungen für schwangere Frauen so zu verbessern, dass – soweit möglich – Schwangerschaftskonflikte vermieden oder wenigstens entschärft werden können: durch eine verpflichtende Beratung und freiwillige Hilfsangebote.

„Gott ist ein Freund des Lebens.“ Davon sind wir als Christen und Christinnen überzeugt und motiviert. In diesem Sinn wünsche ich dem St. Marienstift mit all seinen Verantwortlichen und Mitarbeitenden, denen, die hier Hilfe oder Heilung suchen, und denen, die es auf vielfältige Weise unterstützen, weiterhin eine gute Entwicklung, viel Erfolg und Gottes reichen Segen.

Jede Zeit hat ihre eigenen Herausforderungen

Predigt beim Sachsen-Anhalt-Tag
am 30. August 2024 in Stendal (Koh 3,1-8)

„Mittelalter trifft Moderne.“ Unter diesem Thema steht der diesjährige Sachsen-Anhalt-Tag. Eigentlich war „Mittelalter“ lange Zeit im Geschichtsbewusstsein vieler nur der Begriff für eine etwa 1000-jährige Epoche des Zerfalls und Niedergangs zwischen der – als Ideal angesehenen – römischen Antike und ihrer angeblichen Wiedergeburt in der Neuzeit. Und so hatte sich eingebürgert, auch vom „finsternen Mittelalter“ zu sprechen, einer minderwertigen, verdorbenen und barbarischen Zwischenphase.

Dann aber kam am Ende des 18. Jahrhunderts die Romantik mit ihrem Rückzug in Fantasie- und Traumwelten und hat das „Mittelalter“ stattdessen auf vielfältige Weise verklärt und verherrlicht. Dass die DDR an diesem Zeitraum, der zutiefst christlich geprägt war, aus ideologischen Gründen kein Interesse haben konnte, ist noch in Erinnerung. Als sich aber seit 1989 für viele Deutsche neue Welten auf-taten, schossen auf einmal Mittelaltermärkte und -spektakel, Burg- und Ritterspiele, Piraten und Hansefeste wie Pilze aus dem Boden. Und nun begegnen sich auch hier in Stendal Mittelalter und Moderne.

So interessant oder amüsant es auch sein mag, sich in frühere Zeiten zu versetzen, stellt sich für uns doch die Frage:

Was hat das zu bedeuten? Sollen wir aus der Geschichte lernen? Das ist wissenschaftlich umstritten und erscheint kaum möglich. Ernüchternd heißt es dazu auch im alttestamentlichen Buch Kohelet (1,9): „Was geschehen ist, wird wieder geschehen, was getan wurde, wird man wieder tun. Es gibt nichts Neues unter der Sonne.“

Nicht in Nostalgie schwelgen

Wenn die alten Philosophen Kant und Hegel Recht behalten hätten, dann hätte die voranschreitende Aufklärung den Menschen allmählich immer freier, immer vernünftiger und immer gerechter machen müssen. Stattdessen scheint zu allen Zeiten auch das Gegenteil möglich zu sein. Mindestens seit den Konzentrationslagern der Nazi-Zeit gibt es daran keinen Zweifel mehr. Aber auch die kommunistischen Vorstellungen von paradiesischen Zuständen auf Erden haben zu unmenschlichen Diktaturen geführt. Und auch heute tun sich wieder Abgründe auf, die ich nicht mehr für möglich gehalten hätte, eskaliert die Gewalt, toben sinnlose Kriege, greifen nationalistische und extremistische Vorstellungen um sich, wachsen Angst und Sorge vor dem, was da noch auf uns zukommen könnte.

Und doch kann der Blick in die Vergangenheit hilfreich und heilsam sein. Wir fangen ja nicht beim Punkt Null der Menschheitsgeschichte an, sondern sind von dem, was vor uns war, geprägt und profitieren auch von den bisherigen Erkenntnissen und Errungenschaften, sogar von denen des Mittelalters. Wie wunderbar sind doch schon allein die romanischen und gotischen Kirchen und Dome! Statt aber in Nostalgie zu schwelgen, ist es für uns – genauso wie früher – nötig, sich den besonderen Herausforderungen der eigenen Zeit zu stellen, persönlich wie gesellschaftlich: Entscheidungen zu treffen, Verantwortung zu übernehmen und Probleme zu lösen.

Dabei erfahren wir Zeit als etwas Vorübergehendes und Begrenztes, als Ein-für-allemal, das man nicht rückgängig machen oder wiederholen kann. Die Zeit – letztlich fast ein Synonym für Vergänglichkeit – zerrinnt uns zwischen den Fingern und ist nicht aufzuhalten. „Alles“ – so wird diese Erfahrung schon im Buch Kohelet beschrieben (3,1-4) – „hat seine Stunde. Für jedes Geschehen unter dem Himmel gibt es eine bestimmte Zeit: eine Zeit zum Gebären und eine Zeit zum Sterben, eine Zeit zum Pflanzen und eine Zeit zum Ausreißen der Pflanzen ..., eine Zeit zum Weinen und eine Zeit zum Lachen, eine Zeit für die Klage und eine Zeit für den Tanz“.

Jeder Tag ist kostbar

Allein die Vergänglichkeit der Zeit zu beklagen, wäre tröstlos, sie zu verdrängen, nicht hilfreich. Von Arthur Schopenhauer stammt die Ermunterung: „Wir sollten uns stets eingedenk sein, dass der heutige Tag nur einmal kommt und nimmer wieder“. Darum ist jede Zeit kostbar, Entscheidungs- und Heilszeit zugleich. In diesem Sinn regt uns

schon der Apostel Paulus an, wenn er sagt (Eph 5,15-17): „Nutzt die Zeit ..., begreift, was der Wille des Herrn ist.“

Zugleich lädt Jesus seine Jünger auch manchmal dazu ein, sich auszuruhen und in Gelassenheit zu üben. Das könnte für uns bedeuten: Wir müssen nicht rund um die Uhr für alles zuständig sein und brauchen uns nicht von Aufgaben und Terminen versklaven zu lassen. Es darf auch Phasen der Muße geben, in denen wir gewissermaßen die Zeit verträdeln. Und vor allem, wir dürfen auch Feste feiern. Die Evangelien berichten von manchen Gastmählern mit Jesus und von einer Hochzeit, bei der es sogar Wein in Hülle und Fülle gab. Auf diesen neutestamentlichen Festen liegt ein Glanz der Ewigkeit, die in die Zeit einbricht. Auch in unserem Leben kann es Momente geben, in denen wir uns wie im siebten Himmel fühlen und etwas anklingt, das mehr als irdisch ist. Vielleicht erleben manche von Ihnen solche Augenblicke sogar bei diesem Sachsen-Anhalt-Tag.



Bischof Gerhard Feige, Sachsen-Anhalt-Tag 2024 in Stendal



Und wer macht die Geschichte? Sind es die sogenannten Großen und Machthaber dieser Welt: die Kaiser und Könige, Politiker und Militärs, Konzernchefs oder Mafiabosse? Oder sind es die Unruhestifter: die Kritiker und Träumer, die Idealisten und Propheten, die Widerstandskämpfer und Revolutionäre? Oder sind es ganz einfach die breiten Volksmassen? Noch grundsätzlicher gefragt: Machen wir die Geschichte oder sind wir ihr nur hilflos ausgeliefert?

Wie war das z.B., als vor 35 Jahren die Mauer fiel? War dies nur die logische Folge einer Entwicklung, oder kam alles völlig überraschend? Sicher hatten die politische Großwetterlage und der Niedergang sozialistischer Misswirtschaft eine Rolle gespielt. Sicher hatten einige Staatsmänner und Kirchenführer entscheidend dazu beigetragen. Sicher war diese Entwicklung auch den mutigen Bürgerrechtlern und friedlichen Demonstranten, den Botschaftsbesetzern und Flüchtlingen sowie den resignierenden oder einsichtigen Sicherheitskräften zu verdanken. Sicher war das Maß voll und die Zeit reif. Und doch hatten die wenigsten damit gerechnet. Eine Ahnung tat sich auf, die vielen zur gläubigen Gewissheit wurde: Hier ist weder etwas Berechenbares noch rein Zufälliges geschehen. Hier sind auch nicht nur allein Menschen am Werk gewesen; hier hat Gott selbst ein Zeichen gesetzt und unser Tun mit seiner Hilfe begleitet.

Geschichte gestalten – mit Gottes Hilfe

Darauf vertrauen wir Christen und Christinnen auch heute. Das entbindet uns aber nicht davon, unsere Zeit selbst aktiv mitzugestalten. Dazu braucht es jedoch positive Grundüberzeugungen und Verhaltensweisen. In der Bibel findet man dazu die Kurzformel (Mt 7,12): „Alles, was ihr wollt, dass euch die Menschen tun, das tut auch ihnen!“ Um das für einsichtig zu halten, muss man

nicht christlich sein. Und so taucht diese Goldene Regel des menschlichen Zusammenlebens auch in unserem allgemeinen Sprachschatz auf. „Was du“ – so heißt es da – „nicht willst, das man dir tu, das füg auch keinem andern zu!“ Wenn das umgesetzt würde, sähe es in unserer Welt schon viel besser aus. Noch radikaler und edler wäre es freilich, – was Jesus nach der Liebe zu Gott für genauso wichtig hält – „den Nächsten zu lieben wie sich selbst“ (Mt 22,39). Schließlich fehlt auch unter gerechtesten Verhältnissen noch Wesentliches, wenn nicht Liebe und Barmherzigkeit hinzukommen, Vertrauen und Mitgefühl, Rücksicht und Selbstlosigkeit. So etwas aber kann von niemandem erzwungen werden. Davon kann man sich jedoch durch Vorbilder anregen, überzeugen oder begeistern lassen.

Gehören wir nicht zu denen, die nur jammern und klagen! Zeigen wir vielmehr Zivilcourage! Nutzen wir unsere Möglichkeiten, um die gegenwärtigen Verhältnisse geistvoll mitzugestalten: mit Herz und Verstand, Mut und Elan, Hoffnung und Zuversicht.

Ungewöhnlich herausgefordert

Zum aktuellen Stand des orthodox-katholischen Dialogs,
in: HK Spezial: Orthodox. Wohin die Kirchen des Ostens steuern (2024) 29.

60 Jahre sind es her, dass zwischen der orthodoxen und der katholischen Kirche ein – wie es heißt – „Dialog der Liebe“ begann. 20 Jahre später wurde daraus auch ein sogenannter „Dialog der Wahrheit“ mit theologischen Gesprächen. In vielfältiger Weise – offiziell und inoffiziell, international und national, institutionell und individuell, regional und lokal – wurden daraufhin erfreuliche Fortschritte verzeichnet. Immer wieder gab es aber auch Rückschläge und Krisen. Nach dem „Fall des Eisernen Vorhangs“ waren es vor allem die religionspolitischen Entwicklungen in Osteuropa – wie das Wiederaufleben der unierten Kirche und der Versuch Roms, die katholischen Verhältnisse in der ehemaligen Sowjetunion neu zu ordnen – die zwischenkirchlich belasteten.

Nachdem der offizielle Dialog auf Weltebene 2006 wieder hoffnungsvoll in Gang gekommen war, zeigten sich jedoch aufgrund zunehmender Spannungen zwischen Moskau und Konstantinopel bald weitere Schwierigkeiten. Dazu gehörte, dass bereits 2007 in Ravenna die russische Delegation die Vollversammlung verließ, zwischenzeitlich dann zwar noch einmal einlenkte, später sich aber wieder deutlich von den Dialogergebnissen distanzierte. 2016 folgte der Boykott der Orthodoxen Synode auf Kreta durch die

Russische Kirche und drei andere Patriarchate. Verschärft wurde der Konflikt dann noch, als das Ökumenische Patriarchat 2019 eine eigenständige Orthodoxe Kirche der Ukraine errichtete, die bislang jedoch keine gesamtorthodoxe Anerkennung gefunden hat. Seitdem wöhnt sich Moskau im Schisma mit Konstantinopel. Dass Patriarch Kyrill den Krieg Russlands gegen die Ukraine seit 2022 sogar religiös rechtfertigt, hat schließlich die Grenzen des Erträglichen überschritten. Auch wenn es weiterhin manche konstruktiven Bemühungen gibt, erscheinen die innerorthodoxen wie die ökumenischen Beziehungen momentan nicht sehr ermutigend und aussichtsreich. Um seine Isolation zu überwinden, versucht das Moskauer Patriarchat inzwischen, sein Verhältnis zu den orientalischem-orthodoxen Kirchen zu intensivieren und auch in Afrika oder Südamerika mehr Einfluss zu gewinnen.

Wie wirkmächtig ist der reduzierte Dialog?

Hatte sich der internationale orthodox-katholische Dialog zunächst mit dem Thema „Synodalität und Primat im ersten Jahrtausend“ beschäftigt, konnte bei der letzten Vollversammlung 2023 in Alexandria dazu ein Text über

die Entwicklung „im zweiten Jahrtausend und heute“ verabschiedet werden. Das darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass dabei die Patriarchate von Antiochien, Moskau, Serbien und Bulgarien nicht vertreten waren. Gilt auch die Regel, dass trotz solchen Fehlens der Dialog fortgeführt wird, wirft das doch die Frage auf, was dessen Dokumente insgesamt überhaupt bewirken können.

Seit kurzem kommen noch andere Probleme hinzu. So hat die vatikanische Erklärung „Fiducia supplicans“ zur Segnung gleichgeschlechtlicher Paare in der Orthodoxie beträchtliche Irritationen ausgelöst. Nicht nur die Russische Kirche sieht darin eine „sehr ernste Abkehr von den christlichen moralischen Normen“, auch die Koptische Kirche lässt daraufhin erst einmal den theologischen Dialog mit Rom ruhen. Andererseits scheint die Wiedereinführung des Titels „Patriarch des Abendlandes“ durch Papst Franziskus allseits recht positiv aufgenommen worden zu sein.

Ohne Moskauer Patriarchat

Zweifellos wirken sich solche Vorgänge auch hierzulande aus. So hat die Deutsche Bischofskonferenz (DBK) ihre seit 2009 wieder aufgenommenen bilateralen Gespräche mit dem Moskauer Patriarchat aufgrund dessen Kriegshaltung aufgekündigt. Auch der zivilgesellschaftliche „Petersburger Dialog“ – ein deutsch-russisches Gesprächsforum, an dem die Kirchen beteiligt waren – wurde gänzlich aufgelöst. Und der russische Erzbischof in Berlin darf sich auf Anweisung seiner Kirchenleitung nicht mehr an der Or-



Rechte: Bistum Magdeburg

Internationaler orthodox-katholischer Arbeitskreis St. Irenäus

thodoxen Bischofskonferenz in Deutschland und deren Gemeinsamer Kommission mit der DBK beteiligen. Beide Gremien arbeiten aber dennoch konstruktiv weiter und tragen mit dazu bei, dass über pastorale Texte und geschwisterliche Begegnungen die geistliche Gemeinschaft zwischen Orthodoxen und Katholiken weiterwächst.

Wichtige ökumenische Beiträge leisten zudem das seit 2013 in Paderborn angesiedelte Stipendienprogramm der DBK für orthodoxe und orientalischem-orthodoxe Studierende sowie der 2004 auf Initiative des dortigen Johann-Adam-Möhler-Instituts gegründete inoffizielle internationale orthodox-katholische Arbeitskreis St. Irenäus. Nachdem von ihm bereits eine vielfach beachtete Studie zur Verhältnisbestimmung von Primat und Synodalität in über zehn Sprachen vorliegt, befasst er sich derzeit mit dem Verständnis von Einheit und Schismen.

Auch wenn einige Amtsträger und Experten für den „Dialog der Wahrheit und der Liebe“ weiterhin besonders verantwortlich sind, wäre es doch hilfreich, noch mehr Gläubige darin einzubeziehen.



Rechte: Bistum Magdeburg

Bischof Gerhard Feige, Vorsitzender der Ökumenekommission der Deutschen Bischofskonferenz, hat seine Heiligkeit Katholikos Baselios Marthoma Mathews III. (Mitte, li.), Oberhaupt der Malankarischen Orthodoxen Syrischen Kirche und andere Vertreter am Freitag, dem 28. Februar 2025, in Berlin zu einem Gespräch getroffen.



Rechte: Bistum Magdeburg

Die Arbeitsgruppe Kirchen des Ostens der Ökumenekommission der DBK zu Besuch beim äthiopischen Erzbischof in Deutschland, Abune Diyonasios



Rechte: Bistum Magdeburg

Orthodoxe, katholische und evangelische Bischöfe beim Weihejubiläum von Bischof Feige am 14. September 2024

„Für euch bin ich Bischof und mit euch Christ“

Predigt am 14. September 2024 anlässlich des 25-jährigen Jubiläums der Bischofsweihe (Phil 2,6-11; Joh 3,13-17)

„für Krummes geradestehen“

Nachdem bekannt war, dass ich zum Bischof geweiht werden sollte, schrieb mir Prof. Dr. Dr. Erich Kleineidam, der Gründungsregens und -rektor des Erfurter Priesterseminars, Verfasser der vierbändigen Geschichte der Erfurter Universität und weiterer bedeutsamer Werke, von vielen respekt- und liebevoll – auch aufgrund seiner 94 Jahre – „der Alte“ genannt: „Sehr geehrter, lieber Herr Kollege! Nachdenklich schreibe ich diese Anrede, denn es ist das letzte Mal, dass ich sie gebrauche. Nun haben Sie ihren ontologischen Status verändert und sind eine Stufe höher gestiegen, mit einem neuen Titel. Da möchte ich Ihnen gleich eine Bitte vortragen, dass Sie mich davon dispensieren, Sie nun mit ‚Euer Exzellenz‘ anzureden. Umso mehr wünsche ich Ihnen Gottes Segen für Ihr neues Amt.“

Diese Mischung aus erstaunlicher Ehrfurcht, echter Mitbrüderlichkeit und einem gewissen kritischen Vorbehalt hat mich sehr berührt und in mir schon eine Ahnung aufkommen lassen, in welchem Spannungsfeld ich mich demnächst bewegen würde. Auf andere Weise machte mir das auch ein Weihbischof deutlich, in dessen Glückwunschschreiben es hieß: „Herzlich willkommen im Kreise der Hin-

terbänkler der Deutschen Bischofskonferenz“. Er meinte damit die hierarchische Sitzordnung nach Rang und Weihdatum, wie sie bei den Vollversammlungen in Fulda und andernorts üblich war. Und dann folgte der „verheißungsvolle“ Satz: „Als Bischof wirst du noch mehr für alles Krumme in der Kirche geradzustehen haben.“

Ambivalenz des Amtes

Manches von dem, was ich inzwischen erlebt habe, hätte ich mir vorher in den kühnsten oder irrsten Träumen nicht vorstellen können. Welche Klischees gibt es doch über Bischöfe: als ob sie nur prächtige Gottesdienste feiern, sich auf Empfängen amüsieren und in einer herrschaftlichen Residenz wohnen. Was tun sie eigentlich sonst noch? Stattdessen bin ich in der Wirklichkeit auch mit Problemen beschäftigt, die selbst im römischen „Direktorium für den Hirtendienst der Bischöfe“ nicht erwähnt sind. Und was für Reaktionen gilt es doch gelegentlich zu ertragen. Auch boshafte Unterstellungen und unflätige Beleidigungen sind darunter. Den einen ist man zu liberal, den anderen zu konservativ. Manche fordern zu härterem Durchgreifen auf, einige dagegen sehen notwendige Entscheidungen



Rechte: Bistum Magdeburg

In seiner Predigt sprach Bischof Feige über die Höhen und Tiefen seiner Amtszeit.

schon als autoritär an. Hinzu kommen dann noch die Vorwürfe, Missbrauch zu vertuschen und nicht genügend zur Wiedergutmachung oder Aufarbeitung zu tun. Für manche sind inzwischen die meisten deutschen Bischöfe dem Zeitgeist erlegen und vom wahren Glauben abgefallen, andere dagegen beklagen deren Wirklichkeitsverlust und mangelnden Reformeifer.

Gott sei Dank ist das nur die eine Seite der Medaille. Wieviel erlebe ich aber auch, worüber ich nur staunen und mich freuen und dafür dankbar sein kann. Da wird manchmal wahr, was mir Axel Noack, der letzte Bischof der ehemaligen Evangelischen Kirchenprovinz Sachsen, in seiner launigen Art einmal gesagt hat: „Glauben Sie mir, lieber Bruder Feige, es ist schön, in Magdeburg Bischof zu sein.“

„wachtet und betet“

In einer solchen Gemengelage halte ich meinen Wahlspruch, auf den ich vor 25 Jahren gekommen bin, immer noch für aktuell: „Wachtet und betet!“ Das ist keine fertige Lösungsformel für alle Probleme oder eine abgehobene Vision. Damit verbindet sich aber eine Grundhaltung, mit

der man bei allen Veränderungen und auch unter schwierigen Bedingungen bestehen kann.

Bezeichnenderweise ist die Aufforderung, zu wachen und zu beten, am markantesten in der Ölbergsszene zu hören. Nach dem letzten Mahl, das Jesus mit seinen Jüngern gefeiert hat, kommt es im Garten Gethsemane dazu, dass er – wie es im Matthäusevangelium (26,37) heißt – von Angst und Traurigkeit ergriffen wird. „Bleibt hier und wacht mit mir“ (26,38), bittet er deshalb seine Jünger und mutet ihnen zu, selbst dramatische Entwicklungen auszuhalten. Aber auch in anderen Zusammenhängen kennt das Neue Testament den Aufruf „zu wachen und zu beten“: als Ermahnung zu einem verantwortungsvollen christlichen Leben und besonders im Hinblick auf das Ende der Welt.

Für mich bedeutet dieses „Wachen“ aus christlicher Perspektive heraus nicht etwa nur, die angeblich böse Welt argwöhnisch zu beäugen, überall Unheil zu wittern und andauernd zu „kläffen“. Es gilt vielmehr, sich der ganzen Wirklichkeit zu stellen und sich nicht sektiererisch abzukapseln, aber auch nicht jeder Mode oder Meinung zu verfallen, sondern alles kritisch zu prüfen, ob es der Gesinnung Jesu Christi und der Botschaft des Evangeliums entspricht. Vor allem halte ich es für wichtig, die Welt im Lichte Gottes zu sehen und nach den Spuren seines Reiches Ausschau zu halten, zu ertasten, wohin er uns führen will, und darauf gefasst zu sein, dass es nicht ohne Enttäuschungen und Überraschungen abgehen wird.

Ebenso erfordert christliches Wachen, nicht in Nostalgie und Routine zu erstarren oder sich durch Erfolglosigkeit lähmen zu lassen, sondern immer wieder neu aufzubrechen und nach Wegen zu suchen, wie Christsein heute überzeugend gelebt werden kann. Mit Wachsamkeit ist auch gemeint, die Nöte der Zeit wahrzunehmen – die sozialen Verwerfungen und gesellschaftlichen Polarisie-

rungen, Hunger und Krieg, Vertreibung und Flucht, Umweltzerstörung und Klimawandel, Hass und Hetze – und solidarisch mit den davon Betroffenen zu sein.

Dazu gehört, sich jeglichem Extremismus entgegenzustellen und noch entschlossener für die Würde eines jeden Menschen einzusetzen, für Freiheit und Demokratie, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit sowie ein tolerantes und friedliches Miteinander. Und schließlich bedeutet wachsam zu sein zutiefst, darauf zu hoffen, dass Christus wiederkommen und das Ende gut sein wird.

In einer solchen Haltung zu leben, wird uns aber wohl nur gelingen, wenn wir uns nicht in der Hektik der Welt verlieren, sondern Menschen des Gebetes bleiben oder werden. Gebet – so sagen es schon die frühen Väter der Kirche – ist das Atmen der Seele. Wer nicht mehr Bitternis ausstoßen und neue Kraft einatmen kann, wird auch kaum in der Lage sein, in Wachsamkeit durchzuhalten, um Christus entgegenzugehen.

„für und mit euch sein“

Jemand hat mir mal eine Karte mit der Aufschrift geschenkt: „Bei Licht besehen ist auch der Leithammel nur ein Schaf.“ Dem könnte man entgegnen, dass aber ein Bischof nicht als Leithammel, sondern als Hirte gilt; und dieses unterscheidet ihn schon wesentlich. Dennoch ist an der Grundaussage etwas wahr; und das tröstet sogar. Als Hirte hat ein Bischof den anderen Gläubigen immer wieder voran- oder nachzugehen, sie vor Gefahren zu warnen und ihnen Perspektiven aufzuzeigen. Davor darf er sich nicht drücken. Das ist seine Aufgabe. Dafür wird er in Dienst genommen und geweiht, gewissermaßen qualitativ neu gesendet und bevollmächtigt, Zeichen und Werkzeug Jesu Christi zu sein. Dennoch bleibt aber wahr: Wir alle – ob so genannte

» ... Gott wirklich vertrauen und vereint immer wieder nach geistvollen Lösungen suchen.«

Amtsträger oder Laien – gehören zum Volk Gottes, sind durch Taufe und Firmung mit Christus und untereinander verbunden. Wenn da jemand vom „Bischof“ und den „Gläubigen“ spricht, klingt das einfach kurios – als ob der Bischof nicht auch ein „Gläubiger“ wäre. Und das Gerede von „Amtskirche“ und „Kirche von unten“ ist nicht besser. Auch geweihte Personen – wie Bischöfe, Priester und Diakone – bleiben Glieder des Volkes Gottes, sündig und zur Heiligkeit berufen zugleich, keine separate Sondergruppe oder elitäre Kaste.



Rechte: Bistum Magdeburg

Erzbischof Mor Julius Hanna Aydin (l.) von der syrisch-orthodoxen Kirche in Deutschland war zu Gast beim Weihejubiläum.



Unter den Gratulanten waren zahlreiche Bischöfe und andere Kleriker.

In diesem Sinn hat schon der heilige Augustinus im Übergang vom 4. zum 5. Jahrhundert seine Aufgabe als Bischof in die Worte gefasst: „Wo mich erschreckt, was ich für euch bin, tröstet mich, was ich mit euch bin. Für euch bin ich Bischof, mit euch bin ich Christ. Jenes bezeichnet das Amt, dieses die Gnade, jenes die Gefahr, dieses das Heil.“ Gnade und Heil können es also bedeuten, gemeinsam zu glauben und sich darin zu bestärken, gemeinsam Freude und Leid zu teilen, gemeinsam lebendige Kirche zu sein, dialogisch und synodal. Ohne seit meiner Kindheit solche positiven Erfahrungen gemacht zu haben, wäre ich auch nicht Priester und schon gar nicht Bischof geworden.

Selbst wenn wir in unserer Region nur eine kleine Minderheit von katholischen Christen und Christinnen sind und die äußere Gestalt von Kirche sich noch dramatischer verändern wird als bisher, ist es doch erstaunlich, wie begnadet und kreativ wir sein können, Haupt- wie Ehrenamtliche: in geistlichen und katechetischen Belangen, im Erziehungs- wie im Bildungsbereich, kulturell und politisch oder in der Sorge um Notleidende und Bedürftige, Benachteiligte und Ausgegrenzte.

Dabei begleiten und prägen uns als katholische Kirche hierzulande Zuwanderung und Migration schon seit langem, besonders infolge des II. Weltkrieges und der deutschen Wiedervereinigung. Erfreulicherweise erleben wir

uns inzwischen sogar als recht international. Mindestens 14 % von uns kommen aus anderen Völkern und Nationen. Das weitet unseren Horizont und bereichert uns. Zugleich halten wir es für wesentlich, in ökumenischer Geschwisterlichkeit und in Kooperation mit anderen gesellschaftlichen Partnern vielfältig und lebendig Kirche zu sein.

Unser Auftrag in Mitteldeutschland

Gott – so glaube ich – hat uns nicht grund- und absichtslos in diese sonderbare Situation Mitteldeutschlands gestellt. Er mutet und traut uns zu, auch hier Wurzeln zu schlagen, sich zu entfalten und unserer Sendung gerecht zu werden. Entscheidend ist aber, dass möglichst viele dies begreifen und – statt zu klagen und zu jammern – Gott wirklich vertrauen und vereint immer wieder nach geistvollen Lösungen suchen.

Wie heißt es dazu doch so treffend im 2. Brief an Timotheus (1,7): „Gott hat uns nicht einen Geist der Verzagtheit gegeben, sondern den Geist der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit.“ Und Paulus gibt uns in seinem Brief an die Römer mit auf den Weg (12,12): „Seid fröhlich in der Hoffnung, geduldig in der Bedrängnis, beharrlich im Gebet.“ Mögen wir davon beflügelt weiterhin gemeinsam zum Segen für viele werden.

Zeige mir deine Wege

Predigt anlässlich der Goldenen Profess von Schwester Barbara (Geuther) OSB am 17. September 2024 in Alexanderdorf (*Weish 8,1-6 / Mt 13,10-17*)

Christ wird oder ist man nicht im luftleeren Raum. Dies ereignet sich vielmehr inmitten der Geschichte zwischen Gott und den Menschen, im Wechselspiel zwischen ganz konkreten Rahmenbedingungen und sehr persönlichen Entscheidungsmöglichkeiten. Wie war das eigentlich bei dir, liebe Schwester Barbara? Warum bist du Benediktinerin geworden? Was hat dich dazu bewegt oder mit dazu beigetragen?

Zunächst einmal bist du in Verhältnisse hineingeboren worden, die christliche Sozialisation ermöglichten und sogar begünstigten. So war es selbstverständlich, dass du bereits als Säugling getauft wurdest. Und dann war es deinen Eltern ein wichtiges Anliegen, ihren christlichen Glauben auch dir näher zu bringen. Außerdem gehörtest du – wie ich und andere hier Anwesende – zu einer sehr lebendigen Gemeinde mit ansprechenden Gottesdiensten, engagierten Familienkreisen und vielen Kinder- und Jugendgruppen. Der kirchlich verantwortete Religionsunterricht fand nachmittags in den Räumen der Gemeinde statt.

Sich auch darüber hinaus auf unserem Kirchengelände mit Gleichgesinnten zu treffen, wurde immer mehr unsere Welt. Manche Christen aus unserer Heimatgemeinde und

auch aus der Gemeinschaft der Elisabethschwestern von nebenan sind auf uns nicht ohne nachhaltigen Eindruck geblieben.

Glaube in der DDR

Und doch ist unser von so günstigen Bedingungen geförderter Glaube auch durch das Leben gegengelesen, existentiell herausgefordert und kritisch hinterfragt worden. So versuchte der Staat, in dem wir groß geworden sind, jegliche Religion und besonders den Einfluss der Kirchen – durch Erziehung und Bildung, Agitation und Propaganda, Abwerbung und Druck – zurückzudrängen. Das war nicht erfolglos, hat bei vielen aber auch dazu geführt, sich mit dem christlichen Glauben bewusster auseinanderzusetzen und darin zu wachsen. Ausgezeichnete Seelsorger standen uns dabei zur Seite. Durch sie sind wir Jugendliche motiviert worden, uns kritisch mit dem Marxismus-Leninismus, aber auch mit anderen Schriftstellern auseinanderzusetzen.

Bei unseren Treffen wurde intensiv gearbeitet und nachgedacht. Bei der Beschäftigung mit dem Alten und Neuen

Testament wurden wir sogar mit den neuesten Forschungsergebnissen historisch-kritischer Exegese konfrontiert und angeleitet, im Buch Genesis z.B. zu unterscheiden, welche Passage vom Jahwisten, vom Elohisten oder aus der Priesterschrift stammte.

Wolfgang Simon, einem Vikar unserer Jugendzeit und gewissermaßen „konstruktiven Querdenker“ verdanken wir besonders viel, auch sehr anregende Auslandserfahrungen auf Reisen mit unserer katholischen Jugendgruppe. Das alles hat unseren Horizont enorm geweitet und uns in unserem Glauben theoretisch und praktisch weitergeführt.

Kirche als Zufluchtsort

Wie viele andere haben wir Kirche in dieser bedrängenden Situation immer wieder als einen Zufluchtsort erfahren, an dem es möglich war, sich freimütig auszutauschen, in seinem Gewissen ernst genommen und in seiner Würde bestärkt zu werden. „Kirche“ – so schrieb kurz nach 1989 der ostdeutsche Theologe Franz-Georg Friemel – „war eine Stätte der Freiheit, des freien Wortes, sie war eine Gegenwart zum verordneten Sozialismus ... Sie war ein Schutzraum für das Menschliche.“ Auch wenn wir als Katholiken zu einer kleinen Minderheit in einem weithin noch evangelisch geprägten Umfeld und einem kirchenfeindlichen Staat gehörten, waren wir doch stolz darauf, katholisch zu sein.

So wundert es eigentlich nicht, dass für dich, liebe Schwester Barbara, irgendwann die Entscheidung herangereift ist, Ordensschwester werden zu wollen. Dabei waren es nicht nur die äußeren Umstände, die dazu beigetragen haben, du selbst hast verspürt, dass es letztlich Gott ist, der dich dazu ruft. Und so kann ich mich erinnern, dass Wolfgang Simon mit dir und mir 1971 noch einmal eine große Rund-

fahrt durch Polen gemacht hat, in deren Anschluss du dann gewissermaßen hier im Kloster „abgegeben“ wurdest. Nach drei Jahren, in denen du gemäß damaligen Regeln lange Zeit keinen Kontakt mehr zur Welt hattest, hast du schließlich die ewige Profess abgelegt. Vor 25 Jahren war ich – einige Tage nach meiner Weihe zum Bischof – schon bei deinem Silbernen Jubiläum dabei; die Predigt hielt Wolfgang Simon. Ein halbes Jahr später verstarb er. Und heute feiern wir alle nun mit dir dein Goldenes Professjubiläum. Das ist wahrhaft ein Grund, Gott zu danken und ihn zu loben.

Sophia – die Weisheit

50 Jahre. Das ist ein langer Weg, den Du in Deiner Berufung gehst, ein Leben in Gemeinschaft, unter den Herausforderungen der Zeit – da war und ist sicherlich nicht immer alles auch Gold, was glänzt. Umso mehr ist es ein großes Geschenk, dass sich dir im Laufe dieser Zeit – so hast du es erzählt – die Weisheit immer tiefer erschlossen hat. Von ihr haben wir im Lesungstext gehört. Sie ist eine ganz besondere Weggefährtin. Sophia heißt sie im Griechischen.

Kaum einer anderen Gestalt wird im Alten Testament so viel Raum geschenkt. Von Beginn der Schöpfung an ist sie zugegen (Spr 8,22f.), „entfaltet ihre Kraft von einem Ende zum anderen und durchwaltet voll Güte das All“ (Weish 8,1), eine Weggefährtin Gottes also und eine treue Wegbegleiterin der Menschen. Sie zieht mit dem Volk Israel in seinem Exodus; und in der hoffnungslosen Zeit des Babylonischen Exils will sie neuen Lebensinn und neue Hoffnung vermitteln. Dazu dient ihr ihre lebenslustige, frohe und beschwingte Art.

Wer sich immer tiefer hineinnehmen lässt in ihr Wirken, dem ist die Weisheit eine kluge Lehrmeisterin. Von ihr heißt es: „Sie lehrt Maß und Klugheit, Gerechtigkeit und

Tapferkeit. Nützlicheres als diese gibt es nicht im Leben der Menschen.“ (Weish 8,7) Das gilt für das eigene Leben ebenso wie für unser menschliches Miteinander und unser Verhältnis zur ganzen Schöpfung. Zwischen verschwenderischer Genusssucht und der Unfähigkeit zum Genuss lehrt sie, in einer ausgewogenen Mitte Maß zu halten. Der Zustand unserer Erde lässt nicht daran zweifeln, dass wir als Menschheitsgemeinschaft hier noch viel lernen müssen.

Klugheit und Tapferkeit

Und auch in unserem persönlichen Leben dürfen wir die ausgewogene Mitte nicht aus dem Blick verlieren. Die Schnelllebigkeit unserer Zeit und das große Angebot mit den vielfältigen Möglichkeiten verführen allzu schnell, sich der Maßlosigkeit hinzugeben. Da ist die Klugheit gefragt, etwa nach dem Motto: „Was auch immer du tust, tue es klug und bedenke das Ende.“¹ Nur wer auch das Ziel seines Handelns bzw. seinen Zweck vor Augen hat, kann gut abwägen und kluge Entscheidungen treffen, um so der Gerechtigkeit größeren Raum zu geben. Sich für ein gerechtes Miteinander stark zu machen und dabei auch ziel führend zu handeln, erfordert die Tugend der Tapferkeit. Zwischen Tollkühnheit und Feigheit weist sie das rechte Maß im Handeln und merkt auf, wann die Zeit zum Handeln und wann eher Zurückhaltung geboten ist.

Ja, was die Weisheit lehrt, ist herausfordernd. Ein großer Wissensreichtum reicht nicht aus, um sich vor ihr weise zu nennen. Denn wozu sie den Menschen befähigen will, ist umfassender als ein kluges Auftreten. Es geht ihr um den ganzen Menschen, um eine Herzensbildung. Es soll den Menschen schließlich nicht wie jenen ergehen, von denen es im Evangelium heißt, dass sie „sehen und doch nicht sehen und hören und doch nicht hören und verstehen“ (Mt 13,13). Der Botschaft Jesu gegenüber sind sie blind und taub. Stattdessen verharren sie auf ihren Standpunkten:

» *Was auch immer du tust, tue es klug und bedenke das Ende.*«

die einen auf ihrer prophetischen Kritik, die anderen auf ihrem Anspruch, bereits gerecht zu handeln. Jesu Handeln – davon erzählen die Evangelien – lässt beides nicht außer Acht und richtet dennoch den Blick auf das Ganze. Er lässt sich anrühren vom Schicksal der Menschen, tritt mit ihnen in Beziehung, statt sie zu verurteilen. Er führt das Anliegen der Weisheit fort.

Die Gaben der Weisheit

Liebe Schwestern und Brüder, die Weisheit, die so leichtfüßig daherkommt, hat es in sich. Sie verlangt den Menschen einiges ab, stellt einen hohen Anspruch an sie. Ich meine aber, wir brauchen uns davor nicht zu fürchten. Als Christinnen und Christen haben wir mit der Taufe den Geist zugesprochen bekommen, von dem Paulus im ersten Korintherbrief (2,12) schreibt, der Geist, „der aus Gott stammt, damit wir erkennen, was uns von Gott geschenkt worden ist“. Werden wir uns diesem Geschenk immer wieder bewusst, lassen wir uns ein auf die Gaben der Weisheit, damit wir unser Leben in dieser Welt nicht blind und taub leben, sondern mit Augen, die sehen, und Ohren, die hören. In diesem Sinn wünsche ich dir, liebe Schwester Barbara – auch im Namen aller, die hier mitfeiern – Gottes reichen Segen und als treue Begleiterin auf deinem weiteren Weg seine Weisheit mit ihrer lebenslustigen, frohen und beschwingten Art.

¹ Der Satz geht wahrscheinlich zurück auf Äsops Fabel 45. Entnommen: Matthias Beck, Christ sein. Was ist das? Glaube auf den Punkt gebracht, 23.

Vertrauen in stürmischen Zeiten

Predigt zum Gottesdienst mit Goldenen und anderen Ehejubilaren am 21. September 2024 (Lk 8,22-25 / Kol 3,12-15)

Liebe Ehejubilare, es ist ein Jubeljahr für unser Bistum – in diesem Jahr dürfen wir auf 30 Jahre seines Bestehens zurückblicken. Das haben wir gemeinsam bei der Bistumswallfahrt zur Huysburg am 1. September gewürdigt. Und es ist auch ein Jubeljahr für Sie ganz persönlich. 50, 60 oder mehr bzw. sogar 70 Jahre teilen Sie das Leben miteinander, sind in Verbundenheit gemeinsam unterwegs. Das wollen wir in diesem Gottesdienst feiern und Gott danken, dass er Sie so wunderbar zusammengeführt und in all den Jahren begleitet hat.

Ein solcher Tag lädt zunächst dazu ein, einmal zurückzublicken und sich in Erinnerung zu rufen, womit einen das Leben beschenkt und was es einem Jeden und einer Jeden auch abverlangt hat. Wie viel hat sich seit Ihrer Hochzeit doch verändert: die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse, die gesellschaftliche und kirchliche Situation, der Lebensstandard und manche Wertvorstellungen. Und heutzutage vollziehen sich wiederum rasante Entwicklungen, die vielfach sogar Angst und Unsicherheit hervorrufen. Globalisierung und Digitalisierung, der Klimawandel mit seinen Folgen und die weltweiten Fluchtbewegungen sind nur einige Stichworte dafür.

Auch Ihre familiären Verhältnisse sind nicht mehr dieselben wie noch vor Jahrzehnten. Die Kinder sind erwachsen geworden und meist aus dem Haus. Viele von Ihnen haben Enkelkinder, manche auch schon Urenkel. Ihre Eltern, so manche Verwandte und Freunde sind längst gestorben. Auch Sie selbst haben sich verändert: beruflich, wohnlich, persönlich. Sie können nicht mehr so hohe Sprünge machen wie damals zur Zeit Ihrer Hochzeit. Das Alter hinterlässt seine Spuren. Die erste Liebe ist längst dem Alltag gewichen.

Höhen und Tiefen

Neben Sternstunden gab es sicher auch Tiefpunkte. Krankheit und Schicksalsschläge waren zu bewältigen. Auch persönliche Enttäuschungen in der Ehe oder mit den Kindern blieben vielleicht nicht aus. Dennoch – oder gerade aufgrund all dessen, was Sie miteinander erlebt haben – sind Sie Ihrem Versprechen, sich zu lieben, zu achten und zu ehren, bis der Tod Sie scheidet, treu geblieben; haben an dem „Ja-Wort“ festgehalten, das Sie sich einstmal gegeben haben.



Rechte: Bistum Magdeburg

112 Ehepaare kamen zum Segnungsgottesdienst.

Das ist bewundernswert und bringt uns auf die Spur einer tiefen menschlichen Erfahrung: Echte Beziehungen entstehen oftmals da, wo wir miteinander herausgefordert sind. Deshalb sind es nicht selten gerade die stürmischen Zeiten, in denen – so überraschend das auch klingen mag – zwischenmenschliche Beziehungen eine neue Qualität gewinnen können. Gerade in solchen Momenten wird einem manchmal das Gefühl geschenkt, sich (blind) aufeinander verlassen zu können. Wenn es darauf ankommt, kann man womöglich auch feststellen, wirklich in die gleiche Richtung zu schauen und an einem Strang zu ziehen, kann das Gefühl einer Verbindung wachsen, die weit über ein flüchtiges Kennenlernen und eine erste Verliebtheit hinausreicht und zu einem echten Vertrauensverhältnis wird.

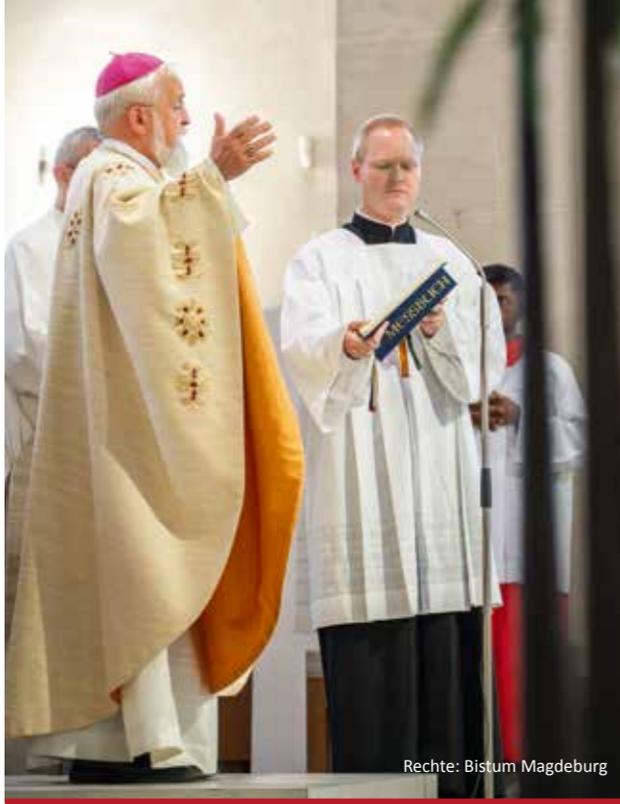
Verbindung durch Krisen-Erfahrungen

An solchen Erfahrungen der Menschen lassen uns auch die Erzählungen der Bibel teilhaben. Sie bringen diese oftmals ganz wunderbar ins Wort. Dazu gehört auch die Erzählung vom Sturm auf dem See. Sie nimmt uns mit hinein in das Beziehungsgeschehen zwischen Jesus und seinen Jüngern

und macht deutlich, dass der Glaube der Jünger auf dem gemeinsamen Weg erst noch wachsen und sich als ein Vertrauensglaube bewähren muss (Heinz Schürmann).

Schon einige Zeit sind die Jünger mit Jesus unterwegs. Sie haben ihre frühere Tätigkeit aufgegeben, haben ihre Familien und Freunde verlassen, haben sich ganz auf die Gemeinschaft mit ihm eingelassen, weil sie etwas in diesem Jesus erkannt haben, von dem es sich lohnt, ihm genauer auf die Spur zu kommen. Und Jesus hat sie zu einem Kreis von Auserwählten bestimmt. Wenn man so will, haben diese Menschen dort in dem Boot „ja“ zueinander, „ja“ zu einem gemeinsamen Weg gesagt.

Auf dem See in der Situation des Sturms wird ihre Gemeinschaft herausgefordert und muss sich bewähren. Dort wird sich zeigen müssen, ob die Jünger wirklich verstanden haben, mit wem sie da unterwegs sind. Und Jesus kann sich ein Bild davon machen, ob er diesen Menschen zumuten kann, seinen Weg bis zum Ende zu gehen. Zunächst sieht es nicht gerade danach aus, als fuße die gewählte Gemeinschaft auf einem Fundament, das ausreichend Stabilität besitzt, um auch die stürmischen Zeiten zu durchstehen. Als es ungemütlich wird, müssen alle im Boot feststellen,



Rechte: Bistum Magdeburg

Bischof Gerhard Feige beim Gottesdienst mit Goldenen und anderen Ehejubilaren am 21. September 2024

dass sie noch nicht ausreichend vertraut miteinander sind. Aber sie wachsen an der Situation. So jedenfalls verstehe ich die Reaktion der Jünger, die nun genauer erfahren wollen, wer dieser Jesus ist.

Geduld, Dankbarkeit, Vergebung

Das Leben miteinander zu teilen, bedeutet, der ersten zarten Verbindung zuzumuten und zuzutrauen, dass da etwas wachsen darf. Und es bedeutet auch, sich selbst und der anderen Person immer wieder den Raum und die Möglichkeit offenzuhalten, wachsen zu dürfen – gerade auch in solchen Situationen, in denen es stürmisch ist.

Dabei helfen jene Eigenschaften, die Paulus den Menschen in Kolossä, die sich haben taufen lassen und nun tiefer in das Leben als Christinnen und Christen hineinwachsen sollen, ans Herz legt: Güte, Milde, Geduld, Dankbarkeit, Liebe und Vergebung. Das müssen sie aber nicht aus eigener Kraft schaffen. Allzu oft würde das uns Menschen überfordern.

Nein, sie sollen in dieser Weise einander begegnen, weil der HERR den Menschen zuvor auf diese Weise begegnet ist. Auf das, was sie erfahren haben, sollen sie Antwort geben. Das ist eine entscheidende Hilfestellung und eine Zusage auch an uns. Lassen wir uns deshalb immer wieder auf die Begegnung mit dem HERRN ein, um uns daraus für unsere zwischenmenschlichen Beziehungen stärken zu lassen, besonders auch in den Zeiten, in denen der Sturm zu stark erscheint.

„Bitte, Danke, Entschuldigung“

Wer fünfzig und mehr Jahre zusammenlebt, weiß darum, wie schwer es sein kann, in Zeiten der Prüfung und in den vielen alltäglichen Sorgen und Auseinandersetzungen zusammenzuhalten. Was könnte dabei helfen? Papst Franziskus spricht immer wieder von drei Worten, die den Weg öffnen können, um in der Familie gut und in Frieden zusammenzuleben. Diese Worte heißen: „Bitte – Danke – Entschuldigung“. Es sind einfache Worte, sagt der Papst, aber sie erfordern große Kraft.

„Bitte“: Das bedeutet, dass man Respekt vor dem anderen hat und nicht einfach über ihn oder sie verfügt. Einander um etwas zu bitten, ermöglicht immer neu, sich gegenseitig etwas zu schenken, ja: sich selbst zu schenken.

Ähnliches gilt für das Wort „Danke“: Wer „Danke“ sagen kann, erkennt damit die Würde der anderen Person an und hält nichts für selbstverständlich. Dankbarkeit gehört außerdem für Gläubige ins Herz ihres Glaubens. „Ein Christ, der nicht 'Danke' sagen kann“ – so Papst Franziskus – „hat die Sprache Gottes vergessen.“

Besonders schwer fällt vielen das dritte Wort: „Entschuldigung“. Doch ohne die Bitte um Vergebung einerseits und ohne die Bereitschaft zu verzeihen andererseits werden „kleine Risse zu großen Gräben“ (Papst Franziskus). Sich aus ganzem Herzen zu entschuldigen und aus ganzem Herzen zu verzeihen, heilt die Wunden, die wir Menschen uns oftmals gegenseitig zufügen. So ist immer wieder auch ein Neuanfang möglich. „Bitte, Danke, Entschuldigung“ – das sind geradezu Schlüsselwörter für das Gelingen einer guten Ehe, für das Zusammenleben in unseren Familien und in der Gesellschaft.

Ein Raum zum Wachsen

Liebe Ehejubilare, wörtlich heißt es bei der französischen Schriftstellerin Anni Ernaux einmal: „Lebensende mit drei Buchstaben: Ehe.“² Ich meine aber, wenn wir „ja“ zueinander sagen – in der Ehe ebenso wie in Freundschaften und

» *Sich aus ganzem Herzen zu entschuldigen und aus ganzem Herzen zu verzeihen, heilt die Wunden, die wir Menschen uns oftmals gegenseitig zufügen.«*

anderen zwischenmenschlichen Beziehungen, an denen wir durch die Zeit hindurch festhalten möchten – kommen wir nicht dem Lebensende, sondern dem Leben und uns selbst tiefer auf die Spur. Wenn wir uns aufeinander einlassen, mit Güte, Milde und Geduld, in Dankbarkeit und Liebe, tut sich uns ein Raum auf, in dem wir wachsen dürfen – manchmal sogar über uns hinaus.

Das haben Sie, liebe Ehejubilare, immer wieder versucht und erfahren. Dafür danken wir Ihnen, dass Sie durch Ihre Liebe und Treue anderen Menschen – vor allem auch Ihren Kindern und Enkeln – ein bergendes Zuhause geschenkt haben und schenken. Gemeinsam mit Ihnen danken wir aber auch all denen, die Ihnen diesen Weg ermöglicht und Sie unterstützt haben. Viele von ihnen sind schon nicht mehr unter uns.

Danken wollen wir schließlich aber vor allem Gott, der Sie bisher begleitet hat. Möge er auch dann an Ihrer Seite sein, wenn Ihre Kräfte schwinden und die Last des Alters immer größer wird. Und möge Gott Ihnen all das Gute, das Sie gewirkt haben, dereinst in Fülle vergelten.

² Dies., Die Jahre, Berlin 2022, 16.

Belastbar wie Vater und Mutter

Seit einem Vierteljahrhundert ist Gerhard Feige Bischof in Magdeburg. Was konnte er im Bistum bewegen? Wie nimmt er die Veränderungen in Kirche und Gesellschaft wahr, und wie hat er selbst sich in seiner Amtszeit verändert? Interview von Dorothee Wanzek, in: TdH 74 (Nr. 26 vom 29. September 2024) 38f.

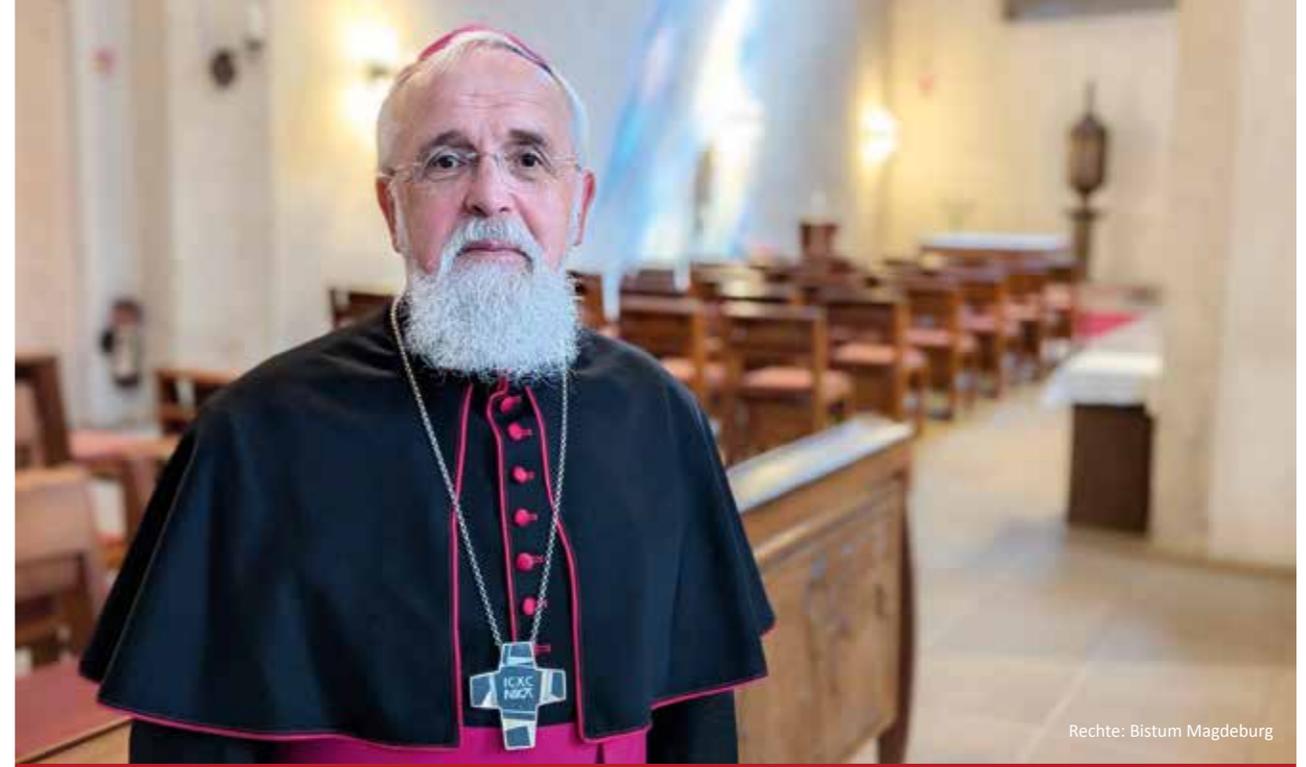
Blicken wir auf das Jahr 1999 zurück: War die Bischofsweihe für Sie ein Sprung ins kalte Wasser oder waren Sie auf das neue Amt gut vorbereitet?

Da ich zuerst Weihbischof war, dann Administrator und schließlich ab 2005 Diözesanbischof, konnte ich vieles, indem ich es tun musste, nach und nach lernen. Anderes, was ich zuvor erlebt hatte, erwies sich dabei als hilfreich: eine äußerst lebendige halleische Heimatgemeinde, in der ich aufwuchs, aber auch meine seelsorglichen Einsätze als Vikar in Salzwedel und Magdeburg-Sudenburg. Gerade die Erfahrungen in der weitläufigen Altmark haben mir Kirche noch einmal etwas anders nahegebracht. Es folgten dann siebzehn Jahre im Umfeld des Erfurter Priesterseminars und an der dortigen Hochschule, in denen ich theologisch forschte und lehrte. Außerdem habe ich auch anderswo manche Vorträge gehalten. Ein Jahr konnte ich zudem als Rektor der Hochschule Leitungserfahrung sammeln. Ein Studienjahr in Rom hat mir Eindrücke vermittelt, was Weltkirche ist, und meine Mitarbeit in ökumenischen Gremien hat außerdem meinen Blick geweitet. Natürlich gab es manches, auf das ich noch nicht vorbereitet war.

Zum Beispiel?

Als Bischof musste ich lernen, in Millionenbeträgen zu denken. Das war zunächst jenseits meiner Vorstellungskraft. Ich bin in einfachen Verhältnissen großgeworden, aber stolz darauf. Meine Mutter hatte Textilverkäuferin gelernt und war Hausfrau, mein Vater Schuhmachermeister. Beiden habe ich viel zu verdanken. Finanziell dazulernen musste ich besonders, als manche wirtschaftlichen Aktivitäten des Bistums fehlschlügen. Ein einziger Lernprozess war und ist – wie für alle Bischöfe – bis heute der Umgang mit dem Missbrauch in der Kirche. Für mich begann dieser harte Prozess, als ich vor 21 Jahren mit dem ersten Fall konfrontiert wurde. Ein weiteres Lernfeld bestand auch darin, neue Wege auszuprobieren, um als Kirche lebendig zu bleiben. Anregend fanden wir dafür zum Beispiel die Erfahrungen der französischen Diözese Châlons mit Pfarrei-Leitungsteams.

Was kennzeichnet Ihre bisherige Amtszeit als Bischof, was unterscheidet sie von der Ihres Vorgängers Leo Nowak?



Rechte: Bistum Magdeburg

Bischof Feige: „Ich wünschte, ein Brückenbauer zu sein, rede aber nicht jedem und jeder nach dem Mund.“

Wurde nach 1989 vieles neu begonnen, gegründet, aufgebaut und eingerichtet, war es meine Aufgabe, kritische Zwischenbilanz zu ziehen, sich für Prioritäten zu entscheiden, manches aufzugeben oder zu konsolidieren. Vor allem galt es, neue Formen zu finden, weiterhin lebendig Kirche zu sein. Dafür hat mein Vorgänger mit dem Pastoralen Zukunftsgespräch entscheidende Weichen gestellt. Auf dessen geistiger Standortbestimmung, wozu und wie wir in unserer Region Kirche sein wollen, konnte ich gut aufbauen. Das „Korsett“ für unser Bistum ist in meiner Zeit als Bischof immer enger geworden, sowohl finanziell als auch personell bis hin zur Zahl der Gläubigen. Bereits 2010 habe ich einen Umstrukturierungsprozess abgeschlossen. Dabei blieben von vormals 186 Pfarreien oder Gemeinden noch 44 übrig. Zwei Jahre später zeigte sich schon, dass nicht mehr jede Pfarrei mit einem kanonischen Pfarrer besetzt werden konnte. Bewusst habe ich mich damals da-

gegen entschieden, gleich schon wieder weitere Pfarreien zusammenzulegen. Stattdessen probieren wir Leitungsteams aus. Außerdem versuchen wir, unserer Linie treu zu bleiben, als kleine Minderheit nicht um uns selbst zu kreisen, sondern schöpferisch zu sein und mit evangelischen und anderen Partnern vielfältig zu kooperieren.

Ist die katholische Kirche wirklich relevant für die Bevölkerungsmehrheit? Wo sehen Sie Anzeichen dafür?

Meinem Eindruck nach sind wir durchaus wahrnehmbar und immer wieder auch geschätzt, vor allem im sozial-karitativen Bereich oder durch unsere Bildungseinrichtungen. Kürzlich erst war zum Beispiel das Magdeburger Marienstift mit seiner Frauenheilkunde und Geburtshilfe im Fokus der Öffentlichkeit, ähnlich wie das Krankenhaus

St. Elisabeth und St. Barbara in Halle schon seit längerem medizinisch wie menschenfreundlich ein Vorzeigeprojekt. Ähnlich überzeugend wirkt die Stiftung Netzwerk Leben, die Bischof Leo im Jahr 2000 zur Unterstützung von Müttern vor und nach der Geburt eines Kindes gegründet hat. Auch das Engagement unserer Partnerschaftsaktion Ost – älter als das Hilfswerk Renovabis – wird von vielen außerhalb unserer Kirche mitgetragen. Und zum Benefizkonzert für unsere Flüchtlingshilfe ist dieser Tage sogar die Innenministerin gekommen.

Wie nehmen Sie die aktuelle Stimmung unter den Katholiken im Bistum wahr?

Ich bin gerade auf meiner dritten Visitationsreise durch alle Pfarreien. Einerseits treffe ich auf sehr engagierte und motivierte Haupt- wie Ehrenamtliche, andererseits spüre ich aber auch eine gewisse Wehmütigkeit und nehme viele Sorgen wahr. Das war vor Jahren noch nicht so stark. Außerdem habe ich den Eindruck, nach Firmungen oder anderen gottesdienstlichen Anlässen vor der Kirche nicht mehr so leicht ins Gespräch mit anderen kommen zu können. Ergab sich das früher fast selbstverständlich, muss ich inzwischen bewusster auf Leute zugehen. Sicher hängt das damit zusammen, dass Bischöfe an Bedeutung verloren haben, dass aber auch die Individualisierung in der gesamten Gesellschaft zugenommen hat. Hinzu kommen noch die Verwerfungen und Polarisierungen in allen Bereichen. Das schlägt sich auch in Briefen und E-Mails nieder, die ich erhalte.

Was stärkt und trägt Sie in solchen frustrierenden Erfahrungen?

Vieles bewegt mich emotional sehr. Was mir hilft, einigermaßen gelassen zu bleiben, die Freude nicht zu verlieren und mich weiterhin den anstehenden Herausforderungen zu stellen, ist wohl mehreres. Zum einen habe ich offensichtlich von meinen Eltern eine natürliche Belastbarkeit geerbt, von meinem Vater eher den Humor und von meiner Mutter mehr eine gewisse Akribie und Ausdauer; letzteres ist allerdings – was sich nicht nur positiv auswirkt – auch mit einem Hang zum Perfektionismus verbunden. Auch die positiven Erfahrungen, die ich mit der Kirche seit meiner Kindheit gemacht habe, tragen mich weiter. Dankbar erinnere ich mich in diesem Zusammenhang besonders des Vikars meiner Jugendzeit Wolfgang Simon, eines freundlichen und konstruktiv-kritischen Geistes, der uns theoretisch und praktisch im Glauben gefordert und gefördert hat. Mir helfen auch meine wissenschaftlichen Auseinandersetzungen mit der Geschichte und Lehre der Kirche und meine ökumenischen Beziehungen, die meinen Blick weiten, sowie die umsichtigen und anregenden Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die mich tatkräftig unterstützen und wohlwollend – aber nicht unkritisch – begleiten. Ich wünschte, ein Brückenbauer zu sein, rede aber nicht jedem oder jeder nach dem Mund. Nicht zuletzt trägt mich mein Wahlspruch „Wachet und betet“. Ich verbinde damit eine nüchterne Wahrnehmung der Wirklichkeit, so wie sie ist, und zugleich die Verankerung in Gott.

Antisemitismus

Statement zum 5. Jahrestag des Halle-Attentats am 9. Oktober 2024

Fünf Jahre sind seit dem Terroranschlag vergangen, bei dem ein schwer bewaffneter Mann am jüdischen Feiertag Jom Kippur vergeblich versuchte, in die Synagoge meiner Heimatstadt Halle einzudringen, und stattdessen zwei andere Menschen erschoss. Dieses Verbrechen hat überdeutlich gezeigt, wie gefährlich der immer noch untergründig schwelende und inzwischen immer offener zutage tretende Antisemitismus in unserer Gesellschaft ist. Noch vor Jahren hätte ich mir nicht vorstellen können, dass so etwas unter angeblich aufgeklärten und modernen Menschen wieder aufbrechen und sich derart verheerend auswirken kann. Hier sind sowohl der Staat mit seinen Möglichkeiten gefragt, um Schlimmeres zu verhindern, als auch die Zivilgesellschaft, um daran mitzuwirken, dass Juden sich bei uns nicht fürchten müssen.

Selbst Christen – so sagen es Religionssoziologen – sind vor antijüdischen Denkmustern und Vorbehalten nicht gänzlich gefeit. Auch unter uns soll es noch manche tief-sitzenden Ressentiments geben, wirkt die antijudaistische Argumentation aus der unheilvollen Trennungsgeschichte der Kirche vom Volk Israel weiterhin nach – oft eher unbewusst als bewusst. Viele interessieren sich aber auch gar nicht für diese Problematik.

Juden sind unsere Geschwister

Offiziell erteilen die Kirchen jedoch schon seit Jahrzehnten – katholischerseits besonders durch die Erklärung „Nostra Aetate“ des II. Vatikanischen Konzils von 1965 – jeglicher Form von Antijudaismus und Antisemitismus eine klare Absage. Nach wie vor – so wird seitdem betont – gehöre die jüdische Tradition zutiefst zum Christentum, seien die Juden unsere Geschwister oder – wie Papst Johannes Paul II. es ausgedrückt hat und auch Papst Franziskus es gebraucht – „unsere bevorzugten“, ja „unsere älteren Brüder“, gibt es das Gespräch miteinander und manche eindrucksvolle Begegnung.

Diese Überzeugung aber muss den meisten Christen noch viel bewusster werden. Darum halte ich es nicht nur für wichtig, jeglichem Rassismus und Antisemitismus entschieden entgegenzutreten, alle Versuche von geistiger Brandstiftung im politischen, gesellschaftlichen und individuellen Umgang bloßzustellen, Empörungs- und Hasslawinen abzuwehren und Religions- und Glaubensfreiheit zu verteidigen, sondern auch selbst sich mehr Wissen über das Judentum anzueignen, Kontakte zu Synagogengemeinden zu suchen und mit deren Mitgliedern ins Gespräch

zu kommen. Nur so können immer noch vorhandene Klischees und Vorurteile abgebaut werden und menschenfreundliche Beziehungen entstehen.

Dankbar erinnere ich mich, schon in meiner Jugend- und Studentenzeit mit dem Thema „Juden“ in Berührung gekommen zu sein: durch Besuche in verschiedenen Konzentrationslagern, ökumenische Arbeitseinsätze auf einem jüdischen Friedhof und Bücher über jüdische Schicksale im 3. Reich oder den Einsatz mancher für diese Verfolgten. Anne Frank, Edith Stein oder Dompropst Bernhard Lichtenberg sind nur einige Namen, die dafür stehen.

Annäherungen an das Judentum

Aber auch das Schauspiel „Der Stellvertreter“ von Rolf Hochhuth (1963) gehörte dazu, in dem kritisch angefragt wird, ob Papst Pius XII. nicht mehr zur Rettung von Juden hätte tun können oder müssen. Mehrere Israel-Reisen in den letzten 30 Jahren haben mir vieles verständlicher werden lassen. Besonders unter die Haut gegangen ist mir dabei Yad Vashem, die Gedenkstätte des Holocausts und des Heldenmuts in Jerusalem. Bewegend war für mich auch, 2023 die Einweihung der Neuen Synagoge in Magdeburg mit erlebt zu haben. Schließlich hat mir das Musical „Anatevka“ – sehr zu empfehlen – noch einmal eine ganz andere Annäherung an das Judentum gebracht.

Insgesamt halte ich Schulen und andere Bildungseinrichtungen für wichtige Orte, an denen vermittelt werden kann, dass die Würde eines jeden Menschen unantastbar

ist und was das gesellschaftlich wie individuell bedeutet, nicht zuletzt auch im Hinblick auf unsere jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürger. Davon konnte ich mich vor einigen Monaten in einem unserer katholischen Gymnasien bei einer Gesprächsrunde über „Kirche und Antisemitismus“ überzeugen. Wie hilfreich kann es doch sein, offen über alles zu reden und klar Position zu beziehen! Und kürzlich erst waren Mitglieder unserer Kathedralpfarre in der Magdeburger Synagoge zu Gast, um mehr über das jüdische Leben in unserer Stadt zu erfahren und ihre Solidarität zum Ausdruck zu bringen. Solche und andere Möglichkeiten sollten noch viel mehr genutzt werden, um Missverständnisse auszuräumen, fragwürdige Entwicklungen kritisch zu reflektieren und in den anderen die Schwester und den Bruder zu erkennen.

Im Gegenüber den Bruder erkennen

Treffend heißt es dazu in einer Geschichte der Chassidim, orthodoxer Juden aus Osteuropa: Ein alter Rabbi fragte einst seine Schüler, wie man die Stunde bestimmt, in der die Nacht endet und der Tag beginnt. „Ist es, wenn man von weitem einen Hund von einem Schaf unterscheiden kann?“, fragte einer seiner Schüler. „Nein“, sagte der Rabbi. „Ist es, wenn man einen Apfelbaum von einer Birke unterscheiden kann?“, fragte ein anderer. „Nein“, sagte der Rabbi. „Aber wann ist es dann?“, fragten die Schüler. „Es ist dann, wenn du in das Gesicht irgendeines Menschen blicken kannst und darin deine Schwester oder deinen Bruder siehst. Bis dahin ist die Nacht noch bei uns.“

Gerechtfertigt, beschenkt und herausgefordert

Predigt beim Ökumenischen Gottesdienst zum Reformationsfest am 31. Oktober 2024 in St. Petri in Hamburg mit Gedenken an die „Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre“ (1999) (Röm 3,21-28)

„Wie kriege ich einen gnädigen Gott?“ Das war die quälende Frage, die Martin Luther und viele seiner Zeitgenossen umtrieb. Und die befreiende Antwort, die er im Römerbrief des Apostels Paulus (3,28) fand, war: Der Mensch wird gerecht „ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben“. Das „Nun aber“, das am Anfang des Abschnitts, den wir heute daraus gehört haben, steht, signalisiert den Neubeginn, der mit Jesus Christus gesetzt ist. Alle Menschen sind Sünder und ohne Unterschied angewiesen auf das, was Gott in seinem Sohn für uns erwirkt hat, in dessen Kreuzestod und Auferweckung. Darin wird Gottes Gerechtigkeit offenbar. Er schenkt uns Menschen das Heil, allein aus Gnade, ohne dass wir etwas dazu tun und uns gar vor ihm rühmen könnten. Und der Glaube an Jesus Christus ist es, durch den der Mensch Anteil an dem von Gott geschenkten Heil erhält.

Dieses Geschenk ist bedingungslos, hat es aber in sich. Das ganze Leben soll darauf eine Antwort sein. Eindringlich mahnt Paulus darum auch: „Lasst nicht nach in eurem Eifer, lasst euch vom Geist entflammen und dient dem Herrn!“ (Röm 12,11). Oder: „Lass dich nicht vom Bösen besiegen, sondern besiege das Böse durch das Gute!“ (12,21). Auch das reformatorische „sola fide“ – „allein

durch den Glauben“ – bedeutet nicht, dass der Christ die Hände in den Schoß legen kann. Dies hat Martin Luther in der ersten seiner 95 Ablassthesen deutlich untermauert. Dort heißt es: „Da unser Herr und Meister Jesus Christus spricht ‚Tut Buße‘ ... (Mt 4,17), hat er gewollt, dass das ganze Leben der Gläubigen Buße sein soll“.

Das Leben geistvoll gestalten

Lebenslang Buße tun? Was ist damit gemeint? Vielleicht könnten wir es heute – existentieller gedacht – als bewusste Abkehr von allem verstehen, was Gottes guter Schöpfung schadet, und als bewusste Ausrichtung auf die Fülle des Lebens, die in Jesus Christus offenbar geworden ist. Nach Luther hieße das, „täglich in seine Taufe (zu) schlüpfen“³, damit der alte Adam „mit allen Sünden und bösen Lüsten“ „ersäuft“ werde und sterbe, ein neuer Mensch aber herauskomme und auferstehe, der gottgefällig lebe.⁴ Auf jeden Fall ist mit „Tut Buße“ gemeint, umzukehren und das Leben geistvoll und ausdrucksstark aus dem Glauben zu gestalten.

³ WA 15,481ff.

⁴ WA 30/1,312.



Bischof Gerhard Feige mit der Ratsvorsitzenden der EKD, Bischöfin Kirsten Fehrs (Mitte, li.) und weiteren liturgisch Mitwirkenden in St. Petri in Hamburg

Tragischerweise hat die Auseinandersetzung um solche und andere Fragen in der Folgezeit nicht ohne Schuld aller Beteiligten und auch durch Verquickungen mit politischen Interessen zur Trennung der abendländischen Kirche geführt. Vor 25 Jahren aber wurde es möglich, dass Katholiken und Lutheraner aufgrund neuer Einsichten gemeinsam über die Zuordnung von Glauben und Werken erklären konnten: „Allein aus Gnade im Glauben an die Heilstat Christi, nicht auf Grund unseres Verdienstes, werden wir von Gott angenommen und empfangen den Heiligen Geist, der unsere Herzen erneuert und uns befähigt und aufruft zu guten Werken.“⁵

Ökumenisch vereint

In mir ist bis heute der bewegende Moment lebendig, als am 31. Oktober 1999 Bischof Walter Kasper, Sekretär des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen, und Pfarrer Ishmael Noko, Generalsekretär des Lutherischen Weltbundes, nach der Unterzeichnung der Gemein-

samen Erklärung zur Rechtfertigungslehre in Augsburg einander freundschaftlich umarmten und so ihre große Freude über das Geschehene zum Ausdruck kam. Alle, die dabei waren, waren sich bewusst, Augenzeugen eines bahnbrechenden ökumenischen Ereignisses zu sein. Zugleich blieb ungewiss, was daraus werden würde, hatte es vorher doch manchen Streit darüber gegeben. Heute aber können wir sagen, dass daraus sogar ein ökumenisches Erfolgsprojekt geworden ist. Nach und nach haben auch der Weltrat Methodistischer Kirchen, die Weltgemeinschaft Reformierter Kirchen und die Anglikanische Gemeinschaft zugestimmt.

„Wie kriege ich einen gnädigen Gott?“ So fragt wohl heute kaum noch jemand. Glaubensvorstellungen und Lebensgefühl haben sich seitdem beträchtlich verändert. Zahllose Zeitgenossen – von menschlicher Unabhängigkeit und Freiheit überzeugt – meinen inzwischen, sich vor keinem Gott mehr verantworten zu müssen und auch nicht erlösungsbedürftig zu sein.

Und doch sind auch in unserer Zeit Menschen nicht ohne Angst. Immer wieder werden wir mit Ansprüchen konfrontiert, die unerträglichen Druck erzeugen, persönlich wie gesellschaftlich. Ist da für uns die Einsicht in das bedingungslose Heilswirken Gottes tatsächlich überholt? Überfordert es nicht stattdessen viele, lediglich auf sich selbst und ihre eigene Kraft zu setzen? Kann es uns nicht auch zu gnadenlosen Konkurrenten werden lassen? Und wenn man sein irdisches Leben dann noch für „die letzte Gelegenheit“⁶ hält, stellt sich immer wieder die Sorge ein, das Wichtigste zu verpassen.

Gott liebt bedingungslos

Könnte dann die Botschaft, dass Gott uns das Entscheiden schenkt, nicht auch entlastend und befreiend wirken? Damit verbunden wäre ja: Löst euch von der zwanghaften Vorstellung, erfolgreich sein zu müssen. Macht euer Selbstwertgefühl nicht davon abhängig, wie andere euch sehen. Ihr braucht auch keine ethischen Hochleistungen zu vollbringen. Das, wonach ihr euch eigentlich seht – anerkannt und geliebt oder glücklich zu sein – könnt ihr euch ohnehin nicht selbst verschaffen. Ihr bekommt es gratis, und zwar von jemandem, der auch dann zu euch steht, wenn etwas nicht gelingt, wenn ihr in Krankheit und Alter nichts mehr von dem zustande bringt, was in den Augen der Gesellschaft wichtig ist. Anstatt krampfhaft um sich selbst zu kreisen, sollte es vielmehr darum gehen, sich ganz und gar diesem Gott anzuvertrauen.

Dabei bedrückt uns jedoch immer wieder auch, bewusst oder unbewusst Schuld auf uns zu laden. Da ist z.B. der „ökologische Fußabdruck“, den wir mit jedem Schritt hinterlassen. Da ist der Lebensstil auf Kosten der Armen und Entrechteten. Dazu kommen noch Rassismus und Sexis-

mus. Und so füllt sich das Sündenkonto allmählich ins Unermessliche.

Wenn aber der Glaube an Gott abhandengekommen ist, „finden wir uns“ – schreibt Jean-Paul Sartre – „keinen Werten, keinen Geboten gegenüber, die unser Betragen rechtfertigen“. „So haben wir weder hinter uns noch vor uns [...] Rechtfertigungen oder Entschuldigungen“. Dann kann Vergebung und Erlösung auch nicht mehr von Gott erhofft werden. Allein der Mensch ist nun „derjenige, der Schuld und Sühne verhängen, der Gnade und Rechtfertigung gewähren kann“⁷. Dabei wissen viele Menschen nicht mehr, wie sie selbst mit ihrem chronisch schlechten Gewissen zurechtkommen sollen.

Suche nach Schuldigen

Ein Ausweg ist dann, ständig nach Sündenböcken zu suchen. „Denn für das Böse, das es seltsamerweise noch gibt, muss ja irgendjemand verantwortlich sein.“⁸ Und so findet das Jüngste Gericht bereits jetzt überall statt, vor allem in den Medien und im Netz, werden Schuldige ausgemacht und an den Pranger gestellt, während andere – so tatsächlich im Landtag von Sachsen-Anhalt zu hören – sich sogar als „Drachentöter“ oder Lichtgestalten im Kampf gegen die Mächte der Finsternis inszenieren.

„An die Stelle der christlichen Heilserwartung ist die säkulare Unheilserwartung getreten.“⁹ Dementsprechend fällt das Urteil dann auch gnadenlos aus. Wer irgendwie versagt hat, Schwachstellen erkennen lässt oder eine un-

⁵ GER 15.

⁶ Marianne Gronemeyer.

⁷ Ulrich Greiner.

⁸ Ders.

liebsame Meinung vertritt, kann mit Spott und Hohn, Entrüstung und Verachtung oder gar mit Hass und Hetze rechnen. Rücksichtslos werden Menschen fertiggemacht, wird ihre Würde mit Füßen getreten. Solches Verhalten aber und das Empfinden, dem Kreislauf der Schuld und der damit verbundenen Angst nicht entrinnen zu können, vergiftet das Zusammenleben der Menschen zusehends. Wer oder was kann dabei befreien, entlasten und Mut machen?

Hat hierfür die Botschaft von der Rechtfertigung des Menschen nicht doch noch immer eine große Bedeutung? Wer zu glauben beginnt, dass es einen Ausweg aus Schuld und Versagen gibt, kann sich selbst und anderen gegenüber barmherzig sein. Auf Gott zu vertrauen, macht letztlich menschlicher. Es schafft die Basis für friedvolle Beziehungen im Kleinen und im Großen. Und „weil wir uns von Gott angenommen wissen, haben wir [dann auch] die Freiheit, Verantwortung zu übernehmen und uns für unsere Mitmenschen und unsere Mit-Welt zu engagieren“.¹⁰

Das aber wird – wie die jüngste Kirchenmitgliedschaftsstudie eindrücklich gezeigt hat – durch viele von den Kirchen geradezu erwartet, und zwar in noch größerer ökumenischer „Sichtbarkeit in der Einheit und Versöhnung in der Verschiedenheit“. So lautet jedenfalls der Titel eines neuen gemeinsamen Textes der Deutschen Bischofskonferenz und der Evangelischen Kirche in Deutschland. Und der

Spitzensatz darin ist sogar: „Wir wollen nicht mehr Kirche sein ohne den Dialog mit Euch.“

Bis so etwas gesagt werden konnte, dauerte es jedoch einige Zeit. Nach der Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre war es vor allem das 500-jährige Reformationsjubiläum 2017, das uns erstaunlicherweise vorangebracht hat. Viele Initiativen – wie auch das internationale lutherisch-katholische Dokument „Vom Konflikt zur Gemeinschaft“ oder der deutsche Text „Erinnerung heilen – Jesus Christus bezeugen“ – haben entscheidend dazu beigetragen, die Vergangenheit aufzuarbeiten, Versöhnung zu ermöglichen, den gemeinsamen Glauben zu bezeugen und auf dem ökumenischen Weg weiter voranzuschreiten. Inzwischen – so hieß es dabei auch – wissen wir, „was wir einander angetan haben und was wir aneinander haben“.

In letzter Zeit ist wieder manche Ernüchterung eingezogen. Die offiziellen Dialoge schreiten nur mühsam voran. Unsere Kirchen stehen mitten in großen Herausforderungen und sind vielfach mit sich selbst beschäftigt. Vertrauensverlust und Glaubensschwund haben dramatisch zugenommen. Der Rückgang der Mitgliederzahlen zwingt dazu, Ressourcen zu konzentrieren und manches neu zu organisieren. Andererseits ist unbestreitbar, dass die Kirchen in der Gesellschaft besser wahrgenommen werden, wenn sie mit einer Stimme sprechen. Angesichts der zunehmen-

»» *An die Stelle der christlichen Heilserwartung ist die säkulare Unheilserwartung getreten.«*

den Individualisierung und Polarisierung mit den Gefahren von Zersplitterung und Spaltung wären wir auch glaubwürdiger, wenn es uns noch mehr gelänge, konstruktiv und kreativ mit unseren eigenen Verschiedenheiten umzugehen. Eine „ökumenische Kultur des Dialogs und der Zusammenarbeit auf allen Ebenen des kirchlichen Lebens zu fördern und zu intensivieren“, bleibt dabei eine große und unerlässliche Aufgabe.

Die Einheit der Kirche ist durch Christus bereits begründet

Was aber erfreulich und noch bewusster wahrgenommen werden sollte, ist, dass uns schon längst mehr verbindet als trennt: ob im gottesdienstlichen und seelsorglichen Bereich, der Vermittlung christlicher Werte oder im Einsatz für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung. Die Einheit der Kirche ist nicht nur ein Ziel, das es irgendwann einmal zu erreichen gilt. Sie ist durch Christus bereits begründet und existiert längst schon in vielem. Wie sich auch heute hier in Hamburg zeigt: Die Ökumene lebt – vielfältig, menschenfreundlich und zukunftsweisend! Das sollte uns Mut machen, nicht im Status quo zu verharren, sondern engagiert auf diesem Weg gemeinsam weiterzugehen.

„Gnade dir Gott!“ Diese Formulierung drückt umgangssprachlich eine Drohung aus. Wir aber müssen uns nicht fürchten, sondern dürfen darauf vertrauen, dass Gott uns schon jetzt gnädig ist. Darum sollten wir uns auch inmitten aller Herausforderungen immer wieder mit den Worten des Paulus vom Ende seines zweiten Briefes an die Korinther (13,13) trösten und bestärken: „Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen!“

⁹ Ders.

¹⁰ Uwe Swarat/ Johannes Oeldemann/Dagmar Heller (Hg.), Von Gott angenommen – in Christus verwandelt. Die Rechtfertigungslehre im multilateralen ökumenischen Dialog (Beiheft zur Ökumenischen Rundschau Nr. 78), Frankfurt a.M. 2006, 54.

Nur wer brennt, entflammt auch andere

Predigt zu 25 Jahre Kloster Helfta am 17. November 2024

(Hos 2,16.21-22 / Eph 3,14-19 / Joh 15,1-8)

Helfta ist ein Ort mit einer eindrucksvollen Geschichte von Auf- und Abbrüchen, Um- und Neugestaltungen. Nach fast 500 Jahren ist seit 1999 klösterliches Leben wieder hierher zurückgekehrt, folgen Ordensschwestern ihrer zisterziensischen Spiritualität und bemühen sich, die Liebe Gottes, die mit Christus unter uns erschienen ist und allen Menschen gilt, sichtbar zu machen, und das in einer Zeit voller dramatischer Herausforderungen.

Durch Krise zu neuer Bekehrung

Ohne Zweifel tragen viele gegenwärtigen Entwicklungen die Züge einer Krise. Bei Krisen geht es um Heil und Unheil, Sieg und Niederlage, Leben und Tod. Krisen gehören zum Menschen, können ihn voranbringen, dürfen aber nicht zum Dauerzustand werden. Nicht selten – so schildert es uns die Bibel – wird der Mensch von Gott selbst in die Krise geführt, um sich aufs Neue besinnen und entscheiden zu können.

Auch Gertrud von Helfta wäre ohne eine solche Krise nicht zu der Heiligen geworden, als die wir sie heute verehren. Nachdem sie schon 20 Jahre im Kloster gelebt

hatte, geriet sie auf einmal in „dichte Dunkelheit“, „starke Verwirrung“ und große „Traurigkeit“. Wie sie selbst berichtet, konnte sie ihre Gebete nur noch gewohnheitsmäßig, lau und träge verrichten. Mehrere Wochen litt sie an Depressionen, bis Gott sie schließlich zur Einsicht führte, dass sie so wie bisher nicht weiterleben könne. Sie, die von Kindheit an im Kloster gelebt hatte, war für das Eigentliche des Ordenslebens noch blind gewesen; denn lange Zeit hatte sie nur pflichtgemäß, aber ohne Liebe gelebt, in Äußerlichkeiten korrekt, aber fern von Gott. Darin war sie ein Kind ihrer Zeit gewesen. Denn im 13. Jahrhundert erschien Gott den meisten Gläubigen vor allem als der strenge, strafende Richter, vor dem der Mensch sich zu verantworten habe. Sündenfurcht bestimmte das Leben der Gläubigen. Und so ist es nicht verwunderlich, dass das religiöse Leben vorwiegend als Pflichterfüllung betrachtet wurde.

In einer tiefen Erschütterung ist Gertrud dann aber bewusst geworden, wie verkehrt ihr Bild von Gott und vom Glauben war. Nach der „conversio“ in den Orden als eine Art erster Bekehrung erlebte sie gewissermaßen eine zweite Bekehrung, die ihr restliches Leben durch und durch veränderte. Christus selbst gab sich ihr zu erfahren und weckte in ihr die Sehnsucht nach einer sehr persön-



Rechte: Bistum Magdeburg

Das Zisterzienserinnen-Kloster wurde ursprünglich 1229 auf Schloss Mansfeld gegründet und siedelte 1258 nach Helfta über. Seit 1999 leben hier wieder Schwestern.

lichen und innigen Gottesbeziehung. Gott-Liebe – „amor Deus“: Dies wird für sie fortan das wichtigste Wort. Gott ist Liebe und will Liebe schenken und empfangen. So geliebt und liebend kann der Mensch erst eigentlich zu leben beginnen, befreit von Angst und Schrecken. Mit Christus im Herzen konnte Gertrud nun alle Höhen und Tiefen bewältigen und sich auch mit großer Liebe den Menschen zuwenden. Ihr Herz brannte, weil sie den persönlich im Glauben erfuhr, von dem sie vorher nur aus der Tradition der Kirche wusste.

Rückkehr zum Herzen

„In der Liebe verwurzelt und auf sie gegründet“ – schreibt Paulus an die Gemeinde in Ephesus (Eph 3,17-19) – „sollt ihr [...] dazu fähig sein, [...] die Liebe Christi zu verstehen“. Dieses Verstehen – so macht er deutlich – ist nicht etwas, das man sich äußerlich aneignen kann, kein Forschen oder Messen. Nein, die Liebe Christi übersteigt jede formale Erkenntnis, sie hat ihren Ort im Inneren des Menschen, im Herzen. Und er merkt an: In das Verstehen der Liebe Christi gilt es hineinzuwachsen. So wird der Mensch „mehr und mehr von der ganzen Fülle Gottes erfüllt“ (Eph 3,19). Wer

sich darauf einlässt und daran festhält, wer sich im Inneren immer wieder anrühren lässt, um darin Gott einen Raum zu geben, ist gewissermaßen wie die Rebe, die in Verbindung mit dem Weinstock bleibt, und – wie es an Gertrud wahr geworden ist – „reiche Frucht bringt“ (Joh 15,5).

Das Herz als Ort der Erkenntnis, mit dem wir „eine Wirklichkeit besser und vollständiger erfassen können“ (Nr. 16), gibt uns Papst Franziskus mit seiner jüngsten Enzyklika „Dilexit nos“ neu und tiefer zu bedenken. „In dieser flüssigen Welt“ – schreibt er (Nr. 9) – „ist es notwendig, wieder vom Herzen als dem Ort zu sprechen, wo in jedem Menschen, gleich welcher Herkunft und Lebensbedingung, alles zusammenkommt, wo alle Kräfte, Überzeugungen, Leidenschaften und Entscheidungen der konkreten Menschen entspringen und verwurzelt sind.“ Es ist der Wesenskern des Menschen, „der sich hinter allen Äußerlichkeiten verbirgt“ (Nr. 5). Die Schnelllebigkeit unserer Zeit, die vom Rhythmus und Lärm der Technologie beherrscht wird, in der Zeit und Geduld für eine echte Innerlichkeit fehlen, lässt keinen Raum für das Herz (Nr. 9). Wo aber das Herz fehlt, fehlt dem Menschen der Zugang zur eigenen Mitte, fehlt ihm das Erleben seiner selbst als Person. Das hat auch Konsequenzen für unsere Beziehungen zu anderen:



Rechte: Bistum Magdeburg

„Wenn wir selbst nicht brennen, können wir auch andere nicht entflammen“, so Bischof Feige in seiner Predigt.

„Nur vom Herzen her werden unsere Gemeinschaften in der Lage sein, die verschiedenen Einsichten und Willen zu vereinen und zu befrieden, auf dass der Geist uns als ein Netz von Brüdern und Schwestern leiten kann, denn auch die Befriedung ist eine Aufgabe des Herzens.“ „Vom Herzen her“ – so gibt Franziskus seiner Überzeugung Ausdruck (Nr. 28) – „kann sich die Welt verändern“.

Oftmals ist das Herz das Symbol, um die Liebe Christi auszudrücken (Nr. 2). Aufgrund seiner symbolischen Kraft, die das Herz durch alle Zeit entwickelt hat, ist – schreibt Papst Franziskus weiter (Nr. 54) – auch zu verstehen, „dass die Kirche das Bild des Herzens gewählt hat, um die menschliche und göttliche Liebe Jesu Christi und den innersten Wesenskern seiner Person darzustellen“. Deshalb gibt der Hauptteil seines Schreibens auch einen Einblick in Quellen der Herz-Jesu-Verehrung. Wenngleich

in den Ausführungen der Enzyklika die Frauen von Helfta nicht auftauchen, wäre doch auch auf deren Bedeutsamkeit für die Herausbildung der Herz-Jesu-Verehrung zu verweisen.¹¹

Unsere Herausforderung

Wenn unser Glaube und unser Christsein heutzutage auch vielfältig in Frage gestellt und erschüttert werden, könnte das für uns nicht ebenso heilsam werden wie für die heilige Gertrud? Wir bekennen uns zu Christus und versuchen, danach zu leben. Sind wir aber nicht manchmal dabei auch viel zu träge, routiniert und abgestanden, sehr diesseitsorientiert und wenig himmlisch beflügelt? Äußerlich funktioniert noch viel; wer aber entbrennt tatsächlich in Liebe zu Christus und seiner Kirche? Wer lässt sich wirklich seine Worte zu Herzen gehen und dazu hinreißen, die Schwestern und Brüder so zu lieben wie er? Das bedeutet aber doch, am Weinstock zu bleiben und Frucht zu bringen, sich nicht von Christus zu trennen, damit auch er sich nicht von uns lossagt. Wir können Christus nicht in unser Herz zwingen. Wir können uns aber ihm öffnen oder verweigern. Karteimäßig dazugehören, garantiert noch keine Heilssicherheit, auch nicht, eine zeitliche oder ewige Profess abgelegt zu haben. Vielen täte sicherlich eine erste oder zweite Bekehrung gut.

Mit Christus im Herzen bräuchte uns nämlich nicht angst und bange zu werden. Persönlich mit Christus verbunden, ließe sich vieles verkraften. Es braucht uns dann auch nicht

um die Zukunft unserer Kirche, unseres Bistums, unserer Gemeinden oder unserer Klöster bange zu werden. Mehr noch: Je inniger unsere Beziehung zu Christus wäre, umso glaubwürdiger würde auch unsere Verkündigung. Wenn wir selbst nicht brennen, können wir auch andere nicht entflammen! Denn wir dürfen davon ausgehen, dass wir – wie die heilige Gertrud sagt – in dem Maße zu Missionaren und Missionarinnen werden, wie wir es der Liebe Jesu Christi erlauben, in uns Wohnung zu nehmen. Möge Christus uns darum an sich ziehen, unser Herz in Liebe durchdringen und uns zutiefst erfahren lassen, dass er in uns lebt und wirkt.

Klöster waren von Anfang an Orte gelebten Christentums, Orte, an denen Männer und Frauen versuchen wollten, miteinander den Weisungen Jesu im Alltag zu folgen, zur höheren Ehre Gottes zu beten und zu arbeiten. Zugleich waren sie aber auch Stätten der Kultur und Bildung, an denen man lesen und schreiben und fremde Sprachen lernen konnte. Hier lebte man nicht nur vor, wie Land urbar gemacht werden kann, sondern sorgte sich auch um Arme und Kranke, baute Hospitäler und Pilgerheime und organisierte Spenden für Bedürftige. Zweifellos wurden damit die geistigen Wurzeln Europas entscheidend gebildet und genährt.

Gelegentlich werden Mönche und Nonnen immer noch als „Stand der Vollkommenheit“ bezeichnet, als „Toren“ in dieser Welt, als „Reserve der Zukunft“ oder als „Stachel im Fleisch der Kirche“. Seit über 1500 Jahren prägen die verschiedenen Ordensgemeinschaften das Gesicht der Kir-

che. Diesem Bemühen stellt sich auch das Kloster Helfta seit 25 Jahren. Wir – das Bistum Magdeburg und viele andere Menschen darüber hinaus, egal welcher Konfession oder Weltanschauung – sind sehr dankbar dafür. Möge – so unser sehnlicher Wunsch – dieser Ort mit denen, die hier leben, auch weiterhin die Liebe Gottes, die in Jesus Christus erschienen ist und schon so viele Menschen ergriffen hat, erfahrbar werden lassen und anregend für uns alle bleiben.

¹¹ Bernard McGinn, Die Mystik im Abendland, Bd 3: Blüte. Männer und Frauen der Mystik (1200 – 1350), Freiburg i.Br. 2010, 473.

Halten und Aushalten

Einführung zur ökumenischen Gedenkfeier
am 21. Dezember 2024 im Magdeburger Dom
anlässlich des Anschlags auf den Magdeburger Weihnachtsmarkt

Traurig und wütend, ratlos und ängstlich, unsicher und verzweifelt, sprach- und fassungslos und tief betroffen lässt uns der brutale Anschlag vom gestrigen Abend zurück. Mit Gefühlen, die sich nicht greifen lassen, sind wir heute Abend hier im Magdeburger Dom, nachdem ein Einzelner das Leben von bisher fünf Menschen gewaltsam beendet und viele andere aus den Bahnen geworfen hat. Rausgerissen aus der vorweihnachtlichen Stimmung und mitten aus dem alltäglichen Leben.

Seitdem treibt uns die Frage nach dem Warum um und die Suche nach Antworten.

Wir sind gemeinsam hier. Opfer, Angehörige und Betroffene, Verantwortliche aus Gesellschaft, Politik und Kirche – stehen an der Seite derer, die um einen Menschen trauern – die Angst um verletzte Angehörige haben – die gestern auf dem Weihnachtsmarkt waren und noch unter Schock stehen – an der Seite derer, die gestern im Einsatz waren und das Geschehene und Gesehene verarbeiten müssen.

Gemeinsam sind wir heute Abend hier, um uns gegenseitig Halt zu geben, um auszuhalten, was nicht zu begreifen ist. Gemeinsam sind wir hier, weil wir Hass und Gewalt nicht das letzte Wort lassen. Vielleicht sind wir auch – wie Franz von Assisi – der Meinung:

*Gegen
die Nacht
können wir nicht ankämpfen,
aber
wir können
ein Licht
anzünden.*



Mehrere hundert Menschen haben am 21. Dezember 2024 im Magdeburger Dom und auf dem Domplatz der Opfer des Anschlags auf den Magdeburger Weihnachtsmarkt gedacht.



v.l.: Domprediger Jörg Uhle-Wettler, Landesbischof Friedrich Kramer, Regionalbischöfin Bettina Schlauraff, Bischof Gerhard Feige, Kathedralpfarrer Daniel Rudloff



v.l.: Bischof Gerhard Feige mit Ministerpräsident Haseloff, dessen Ehefrau, Bundeskanzler Scholz und der Bundesumweltministerin Lemke nach dem Gottesdienst

Rechte: Bistum Magdeburg

Eröffnungsworte zur Christnacht 2024

Eigentlich hatten wir uns Weihnachten ganz anders vorgestellt. Durch den brutalen und wahnsinnigen Anschlag vom letzten Freitag in Magdeburg ist jedoch vieles in Frage gestellt. Unsere Stadt ist wie gelähmt und trauert. Unzählige aus aller Welt bekunden uns ihr Mitgefühl. Viele Zeichen der Verbundenheit haben auch mich erreicht. Selbst Papst Franziskus hat seine Anteilnahme bekundet und uns seines Gebetes versichert.

Was wir jetzt brauchen, sind keine rechten Aufmärsche und politischen Instrumentalisierungen. Was wir jetzt brauchen, ist eine Atempause, um wieder neue Kraft und Zuversicht schöpfen zu können, sind Menschenfreundlichkeit und ein friedvolles Miteinander. Unsere Sehnsucht danach ist groß.

Darum auch feiern wir trotz aller niederdrückenden Erfahrungen Weihnachten. Wir trauen der biblischen Botschaft: Gottes Sohn wird Mensch, das Licht kommt in die Finsternis, mitten in der Kälte blüht eine Rose auf. Der unfassbare Gott neigt sich zur Welt, um ihre Not zu lindern. Uns wird etwas geschenkt: die Zusage von Erlösung, Vollendung und ewigem Leben. Daraus kann eine große Hoffnung erwachsen, konnten und können viele gläubige Menschen selbst in notvollen Situationen Weihnachten feiern. Wer sich von einem Sinn getragen weiß, vermag auch manches Unverständliche zu verkraften und den Mut nicht zu verlieren.

Möge dieser Gottesdienst auch unsere Herzen ergreifen, uns trösten und aufrichten!



Heilsame Erinnerung

Predigt zur Christmette 2024

(Jes 9, 1-6 / Tit 2,11-14 / Lk 2,1-14)

An Weihnachten erinnern wir uns an die Geburt Jesu und feiern das Geheimnis der Menschwerdung Gottes. Ja, Weihnachten hat mit Erinnerung zu tun. Nur wenige Tage nach dem brutalen Anschlag auf dem Weihnachtsmarkt in unserer Stadt sind es gerade die Erinnerungen an diese Tat, an das Leid und den Schmerz, die vielen Menschen noch nachhängen. Da schließe ich mich selbst mit ein. Ich bin erschüttert und entsetzt über diese sinnlose Gewalttat.

Trotzdem oder gerade deshalb feiern wir Weihnachten, das Fest, das viele mit einer großen Sehnsucht nach Liebe, Heimat und Geborgenheit verbinden. Kindheitserinnerungen werden wach; familiäre Beziehungen, Gemeinschaft und Solidarität sind begehrt; Sinne und Gefühle suchen nach Erfüllung. Bräuche und Rituale, Lieder und Gerüche laden dazu ein, sich an frühere Ereignisse zu erinnern. Und oftmals liegt über ihnen der Schleier einer angeblich heilen Welt. Ja, „die Erinnerung“ – so heißt es – „ist das einzige Paradies, aus dem einen keiner vertreiben kann.“ Aber Gott ist nicht in einer heilen und unversehrten Welt Mensch geworden, sondern in der Welt, wie sie ist, zerrissen und widersprüchlich und manchmal kaum auszuhalten.

1.

Aber auch sonst spielt die Erinnerung in unserem Leben eine wichtige Rolle. Das spüren wir schon bei der Wahrnehmung, dass manche Erinnerungen an Menschen und Ereignisse mit den Jahren verblassen. Und es wird uns eindrücklich bewusst, wenn sich Menschen in unserem Umfeld aufgrund von Krankheit oder Alter nicht mehr erinnern können. Erinnerungen bilden die Brücke zwischen Vergangenheit und Gegenwart und haben auch eine gesellschaftliche Kraft und politische Macht. Häufig werden sie zum Gesprächsstoff, wenn Menschen zusammenkommen, die kurze und lange Abschnitte ihres Lebensweges miteinander geteilt haben: so bei Familienfesten, Trauerfeiern oder Jubiläen.

Dabei ist das mit der Erinnerung so eine Sache. Das gibt auch die Alt-Kanzlerin Angela Merkel in ihren Memoiren zu bedenken: „Wer einmal versucht hat, sich an Ereignis zu erinnern, die nur fünf oder zehn Jahre zurückliegen, nicht oberflächlich, sondern ernsthaft, tatsächliche oder vermeintliche Erinnerungen mit Fakten abzugleichen und zu prüfen, der weiß, wie unzuverlässig das menschliche Gedächtnis sein kann und wie sehr es dazu neigt, sich

eher den eigenen Erwartungen, Hoffnungen und Wünschen anzupassen als der Realität.“¹²

Und dann gibt es noch eine andere Seite der Erinnerung. In Sätzen wie „Das merke ich mir!“, „Das vergesse ich Dir nicht!“ scheint etwas wie eine böse Erinnerung auf. Erinnerung kann eine Hölle sein, die immer wieder beschworen wird. Da ist einem Einzelnen, einer Gruppe, einem ganzen Volk etwas eingebrannt, wird etwas am Kochen gehalten, das sich immer wieder entlädt. Erinnerungen an furchtbare Erlebnisse können auch zum Trauma werden, einer seelischen Verletzung, die nur schwer überwunden oder geheilt werden kann. Wie gerne würden Menschen so etwas vergessen, was sie immer wieder erschüttert und das Leben schwer macht.

2.

„Erinnerungen der Apostel“ nennt Mitte des 2. Jahrhunderts der Märtyrer Justin die Evangelien.¹³ Durch sie wird uns die Frohe Botschaft vom Reich Gottes verkündet, können wir hören und erahnen, wie Gott zur Welt steht und was es mit Jesus Christus auf sich hat, werden wir mit hineingenommen in die Geschichte Gottes mit den Menschen, von der wir selbst ein Teil sind. Nicht um Nostalgie geht es da und Flucht aus der Gegenwart oder nur die Vermittlung von irgendwelchen Fakten aus der Vergangenheit, sondern um die Verdeutlichung, dass diese denkwürdigen Ereignisse für uns noch heute eine existenzielle Bedeutung haben.

So versucht auch der Evangelist Lukas mit seiner Erzählung von der Geburt des Gottessohnes, uns dieses geheimnisvolle Geschehen nahezubringen. Mit viel Kenntnis führt er uns in die historischen Zusammenhänge ein. Und so hören

wir von Kaiser August, der alle Bewohnerinnen und Bewohner in Steuerlisten eintragen lässt, in der Zeit, als Quirinius Statthalter von Syrien war. Wahrscheinlich bleibt das den meisten von uns nach dem Weihnachtsgottesdienst nicht unbedingt in Erinnerung. Für Lukas ist es aber erwähnenswert. Schon das Vorwort des Evangeliums weist den Verfasser als sachkundigen Kenner der antiken Geschichtsschreibung aus. Dabei legt er großen Wert darauf, „der Reihe nach“ zu erzählen. Es scheint dem Evangelisten also darauf anzukommen, deutlich zu machen, dass es sich nicht um eine bloße Erinnerung handelt, die immer auch der Unzuverlässigkeit des Gedächtnisses unterliegt. Nein, was er zu erzählen hat, ist gut recherchiert und historisch fundiert. Von diesem gesicherten Fundament aus – davon ist er vielleicht überzeugt – können sich die Menschen auf die eigentliche Botschaft einlassen: Gott macht einen neuen Anfang mit den Menschen.

Gleich zwei Mal hören wir davon in den Lesungstexten. Auch der Prophet Jesaja ruft in Erinnerung (9,1.5): „Das Volk, das in der Finsternis ging, sah ein helles Licht; über denen, die im Land des Todesschattens wohnten, strahlte ein Licht auf. [...] Denn ein Kind wurde uns geboren, ein Sohn wurde uns geschenkt. Die Herrschaft wurde auf seine Schulter gelegt.“

Man kann dieses wunderbare Geheimnis auch so umschreiben (Arno Backhaus): „Schon viele Menschen wollten Götter sein, aber nur ein Gott wollte Mensch sein ...“ Daran wird erinnert, damit wir neuen Mut schöpfen. Gott will uns nahe sein und uns in allen Nöten und Schwierigkeiten beistehen. Dazu ist er Mensch geworden. Mehr denn

¹² Angela Merkel, Freiheit, Köln 2024, 715.

¹³ Thomas Söding, Die Verkündigung Jesu – Ereignis und Erinnerung, Freiburg i.Br. 2012, 53.



Rechte: Bistum Magdeburg

Bischof Gerhard Feige: „Heute Abend und in diesen Tagen erinnern wir uns aber vor allem an die Opfer des Anschlags.“

je dürfen wir uns davon stärken lassen. Von der Geburt des Gottessohnes geht ein Licht aus, das bis in die dunkelsten Winkel unseres Lebens leuchten und die Finsternis in und um uns entmachten kann.

3.

„Du sollst dich erinnern!“ – dazu ruft auch die DDR-Bürgerrechtlerin Freya Klier auf und bezeichnet dies als das elfte Gebot. Dabei ist sie überzeugt: Nur wer die Vergangenheit wachhält, kann die Zukunft gestalten. In diesem Sinn argumentiert auch Erich Kästner, wenn er markant formuliert: „Die Erinnerung ist eine mysteriöse Macht und bildet den Menschen um. Wer das, was schön war, vergisst, wird böse. Wer das, was schlimm war, vergisst, wird dumm.“

Ja, als Christen erinnern wir uns nicht nur an die Heilstaten Gottes in früheren Zeiten, sondern bringen auch unsere persönlichen Erfahrungen aus der jüngsten Geschichte mit und sorgen uns angesichts der gegenwärtigen Entwicklungen unseres Landes und unserer Gesellschaft. Wenn rechtspopulistische Töne lauter werden und autokratische Machtstrukturen zunehmen, wenn die Vergangenheit romantisch verklärt und der Eindruck vermittelt wird, „damals“ sei alles besser, kuschlicher und übersichtlicher gewesen, und das könne zurückgeholt werden, ist auch hierbei eine lebendige und fundiert aufgestellte Erinnerungskultur umso wichtiger und von unschätzbare Bedeutung.

Dafür macht sich auch der Schriftsteller Ilko-Sascha Kowalczuk stark. „Freiheit ist ein Lebensprojekt,“ – schreibt

er – „kein Ding, das sich, hat man es einmal, irgendwie festhalten ließe. Sie ist immer und überall bedroht und muss daher immer und überall verteidigt werden, individuell wie gesellschaftlich. Es ist auch ein ewiger Kampf gegen ... die Macht des Vergessens. Nur wer erinnert, hat eine Chance, nicht zu unterliegen. Die Mächtigen, zumal die gegen Freiheit Ankämpfenden, ziehen immer und sofort gegen das Gedächtnis, gegen die Erinnerung zu Felde ...“¹⁴

Erinnern an die Opfer des Anschlags

In unserer Stadt wird die Zeit um Weihnachten in den kommenden Jahren immer auch eine Zeit der Erinnerung an das Geschehen vom vergangenen Freitag bleiben – eine Erinnerung daran, was Hass und sinnlose Gewalt anrichten können. Heute Abend und in diesen Tagen erinnern wir uns aber vor allem an die zahlreichen Opfer, an die Verletzten, die teilweise noch um ihr Leben ringen und Weihnachten in den Krankenhäusern verbringen, an ihre Angehörigen und an alle, die auf dem Weihnachtsmarkt waren und noch nach Wegen suchen, die Ereignisse zu

» *Aber Gott ist nicht in einer heilen und unversehrten Welt Mensch geworden, sondern in der Welt, wie sie ist, zerrissen und widersprüchlich und manchmal kaum auszuhalten.«*

verarbeiten; erinnern wir uns auch an die Ordnungs- und Rettungskräfte, die das Geschehene und Gesehene verarbeiten müssen, und an die vielen Menschen, die in den Kliniken ihren Dienst tun.

An Weihnachten können wir einen Moment innehalten und uns ermutigen lassen: Gott macht einen neuen Anfang mit uns Menschen, mit jedem und jeder Einzelnen – immer wieder. Wenn wir uns daran jedes Jahr erinnern, dann nicht aus Nostalgie und als Vertröstung. Wir feiern die Heilstaten Gottes und erinnern an die Hoffnungsgeschichte Gottes mit seinem Volk, damit wir neuen Mut schöpfen können. Es ist eine heilsame Erinnerung inmitten der Turbulenzen des Lebens.

¹⁴ Ilko-Sascha Kowalczuk, Freiheitsschock. Eine andere Geschichte Ostdeutschlands von 1989 bis heute, München 2024, 215f.

Gottes Wort ist wirkmächtig

Predigt zum Hochfest der Geburt des Herrn 2024

(Jes 52,7-10 / Hebr 1,1-6 / Joh 1,1-18)

An Worten mangelt es heutzutage nicht. Kommunikation wird großgeschrieben. Eine Flut an Nachrichten, Anrufen, Gesprächen, Chats und E-Mails geht täglich über uns nieder. Ständig sind wir im Austausch miteinander. Es gibt Wörter am laufenden Band; am Ende eines Jahres werden sowohl das „Wort des Jahres“ als auch das „Unwort des Jahres“ gesucht. All diese Worte sind kurzlebig. Das Neueste von heute ist morgen schon wieder von gestern. Auch das Reden über Gott und den Glauben kann – so stand es vor einigen Jahren provokant in einer katholischen Zeitschrift – zu einer Wortinflation führen. In den letzten fünfzig Jahren – so hieß es darin weiter – sei mehr religiöse und theologische Literatur erschienen als in den vorausgehenden neunzehn Jahrhunderten des Christentums.

In Momenten wie am vergangenen Freitag aber, als ein einzelner Mensch brutal und völlig sinnlos unsagbares Leid über so viele Menschen gebracht hat, fehlen die Worte, können wir unsere Gefühle und unser Mitleid nur schwer in Worten ausdrücken. Auch noch Tage nach dem Anschlag auf dem Weihnachtsmarkt mitten in unserer Stadt sind wir sprachlos – und merken: Worte können die Trauer und das Entsetzen der

Menschen nicht nehmen, Worte können das Geschehene nicht heilen. Dafür braucht es Zeit.

Inmitten dieser Sprachlosigkeit hören wir die Erzählung von der Menschwerdung Gottes. Wortgewaltig legt der Johannesprolog aus, was das für uns bedeutet: „Das wahre Licht, das alle Menschen erleuchtet, kam in die Welt. [...] Allen [...], die ihn aufnahmen, gab er Macht, Kinder Gottes zu werden [...]. Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt und wir haben seine Herrlichkeit geschaut, die Herrlichkeit des einzigen Sohnes vom Vater, voll Gnade und Wahrheit.“ Durch die Menschwerdung in Jesus Christus bekräftigt Gott die Annahme der Welt. Wir sind hineingenommen in die Beziehung des Vaters zu seinem Sohn und des Sohnes zu seinem Vater; wir sind nicht beziehungslos.

Was Johannes so wortreich entfaltet, ist im Ursprung von tiefer Einfachheit (Joh 1,1): „Im Anfang war das Wort.“ Gott macht nicht viele Worte. Er überschüttet uns nicht mit einer Wortflut, nicht mit unzähligen Tweets und Posts. Er spricht nur ein Wort. Aber dieses Wort ist wirkmächtig. Davon geben die Erzählungen der Heiligen Schrift vielfältig Zeugnis.

» Im Anfang war das Wort.«

Gottes Wort ist ein Wort der Schöpfung

„Gott sprach: Es werde Licht. Und es wurde Licht.“ So heißt es schon im Buch Genesis (1,3), dem ersten Buch der Heiligen Schrift des Alten Testaments. Alles beginnt mit dem Wort. Gottes Wort ist ein Wort der Schöpfung. Statt zu zerstören, gestaltet es Lebensraum, eröffnet es die Gemeinschaft der gesamten Schöpfung. Das Wort, von dem es im Johannesprolog heißt, dass es bei Gott war, bleibt nicht bei ihm, sondern geht hinaus und schafft die Welt (Joh 1,3): „Alles ist durch das Wort geworden.“

Von der Wirkmächtigkeit des Wortes heißt es auch beim Propheten Jesaja (55,8-11): „Denn wie der Regen und der Schnee vom Himmel fällt / und nicht dorthin zurückkehrt, ohne die Erde zu tränken und sie zum Keimen und Sprossen zu bringen, / dass sie dem Sämann Samen gibt und Brot zum Essen, so ist es auch mit dem Wort, / das meinen Mund verlässt: Es kehrt nicht leer zu mir zurück, / ohne zu bewirken, was ich will, / und das zu erreichen, wozu ich es ausgesandt habe.“

Es ist kein leeres Wort, das Gott spricht. Es hat Inhalt und Wirkung, es bewirkt etwas. Wie der Regen, der die Erde

bewässert und das Wachstum der Pflanzen ermöglicht, so verwandelt auch das Wort, das von Gott ausgeht, die Welt – und bringt Licht in die Finsternis (Joh 1,4f.): „In ihm war Leben und das Leben war das Licht der Menschen. Und das Licht leuchtet in der Finsternis und die Finsternis hat es nicht erfasst.“

Gottes Wort ist stärker als die Dunkelheit

In der Finsternis, in die der Anschlag unsere Stadt und das ganze Land gestürzt hat, hören wir dieses Wort, das stärker ist als die Dunkelheit und den Menschen auch in der Finsternis ihrer Trauer, Wut, Verzweiflung und Fassungslosigkeit leuchtet. Es ist kein fernes Licht, kein abgehobenes Wort, sondern ein Wort, das Fleisch geworden und in unsere Realität eingegangen ist. Es ist da, wo wir sind: bei den Schafställen und Futterkrippen der heutigen Zeit, dort, wo wir Menschen leiblich und seelisch hungern und dürsten, wo Gerechte und Sünder neben- und miteinander leben, wo es ganz viel Unheil und immer wieder auch echte Liebe gibt; wo der Hass brennt und wo Versöhnung wächst.



Es ist auch in den Veränderungen unserer Kommunikation, von denen wir noch gar nicht ahnen, wohin sie führen. Mitten in diese Welt mit ihrer Zweideutigkeit, mit ihren Möglichkeiten und mit ihren Grenzen, hat Gott sein Wort hinein gesagt. Dort will es ankommen, dort will es eine Herberge finden.

Der Dichter Andreas Knapp bringt das so ins Wort:

*im anfang war der tod
und der tod war alles
und alles war tot
doch dann das wort
liebeserklärung an das leben
und die tote materie ist fleisch geworden
der tod aber sitzt tief
und untergräbt das leben
wenn ER aber das wort ist
dann hält er wort
behält das letzte wort*

Liebe Schwestern und Brüder, wo uns die Finsternis dieser Welt sprachlos zurücklässt, hält Gott sein Wort. Wo sich Gewalt und Hass einen Weg suchen wollen, behält er das letzte Wort. Gottes Wort ist wirkmächtig, es schafft Leben und Beziehung. Hören wir immer wieder, wenn uns die Worte fehlen, aufmerksam auf das, was er uns sagen will. Und vertrauen wir darauf, dass es da wirkt, wo unsere Worte versagen.

Menschlichkeit leben

„Sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund“, so beten wir in jeder Eucharistiefeier. Dieses eine Wort ist uns bereits gesagt. „Jesus – der Retter.“ Darin liegt unser ganzes Leben, darin liegen unsere Herkunft und unsere Zukunft. Wie könnte so ein Wort etwas anderes sein als „Frohe Botschaft“? In diesem Sinn wünsche ich uns allen ein Weihnachtsfest, das zu Herzen geht und ermutigt. Geben wir auch anderen Zeugnis von der Hoffnung, die uns als Christinnen und Christen trägt. Und tragen wir mit dazu bei, dass die Menschlichkeit unter uns nicht auf der Strecke bleibt, sondern das Handeln möglichst vieler im persönlichen und gesellschaftlichen Leben bestimmt.

Inkulturation

Predigt zu Epiphanie 2025

(Jes 60,1-6 / Eph 3,2-3a.5-6 / Mt 2,1-12)

Gott erscheint in der Welt und wird sichtbar in Jesus Christus. Das ist die Botschaft des Hochfestes Epiphanie, das die Kirche am heutigen Tag feiert. Interessanterweise lenkt das Evangelium, das wir eben gehört haben, unsere Aufmerksamkeit dabei zunächst auf die Figur des Herodes. Er rückt oder drängt sich vielmehr selbst in den Vordergrund. Denn die Frage der Sterndeuter nach dem neugeborenen König der Juden fragt ihn an, ihn, den König, der einen Absolutheitsanspruch erhebt, ein Machtmensch, mit allen Mitteln bemüht, seine Stellung zu halten. Was wird aus seinem Königtum werden, wenn sogar Sterndeuter aus dem Osten sich auf den Weg machen, um eher ein Neugeborenes als den König der Juden anzubeten?

In der Figur des Herodes begegnet uns die Sorge, das eigene gegen das andere bewahren zu wollen; die Befürchtung, an Bedeutung zu verlieren, wenn auch andere Ansehen gewinnen, etwas, was auch der Kirche nicht fremd ist. Wie viele haben doch Angst vor dem Verlust der christlichen Identität, wie sie ihnen von Kindheit an bekannt ist und mit der sie aufgewachsen sind, „definiert durch ihre alten Traditionen und Frömmigkeitsstile, ihre ererbten Strukturen und ihre Sprache.“

Offenheit für alle Völker

Dieses Verständnis von christlicher Identität – davon spricht der Dominikaner Timothy Radcliffe in seinem zweiten Exerzienvortrag während der Welt-synode – steht immer schon in Spannung mit dem Anspruch des „Universalismus, der Offenheit für alle Völker.“¹⁵ Von diesem Universalismus geben die Texte des heutigen Tages Zeugnis. Sie öffnen eine weite Perspektive: „Nationen“ – heißt es bei Jesaja (Jes 60,3.5) – „wandern zu deinem Licht und Könige zu deinem strahlenden Glanz. [...] die Fülle des Meeres wendet sich dir zu, der Reichtum der Nationen kommt zu dir.“ Christus ist aller Welt erschienen. Deshalb kann Paulus sagen (Eph 3,6), dass auch die Heiden Miterben sind und Teil haben an der Verheißung in Christus Jesus.

Damit das auch verständlich und Wirklichkeit werden kann, muss sich die christliche Verkündigung auf die verschiedenen Kulturen einlassen. Jesus Christus – vor 2000 Jahren am östlichen Rand des Römischen Reiches als Jude geboren – ist dann sozusagen der „Ernstfall“ der Inkulturation. In ihm begegnen sich die Frohe Botschaft und die jeweilige menschliche Kultur. Infolgedessen ist das Evan-



Rechte: Bistum Magdeburg

Die Sternsinger der Magdeburger Kathedralpfarre sammeln Spenden für Kinderrechte.

gelium nicht an eine besondere Form der menschlichen Kultur gebunden, sondern sucht den Austausch mit allen Kulturen (vgl. GS 42; 44).

Schon sehr bald ist das Evangelium den verschiedenen Völkern rund um das Mittelmeer in der jeweiligen Muttersprache nahegebracht worden. So hat z.B. der hl. Irenäus – aus Kleinasien stammend – noch in hohem Alter in Lyon keltisch gelernt, um der einheimischen Bevölkerung in ihrer Muttersprache predigen zu können. So wie es dann zunehmend griechische und römische, germanische und slawische, mittelalterliche und abendländisch-neuzeitliche Formen des Christentums gibt, so trifft man heute auch afrikanische oder asiatische. Und es ist noch ganz offen, welche kulturellen Ausdrucksformen sich in Zukunft bei uns gestalten wollen.

Wir dürfen nicht meinen, dass das, was wir gewohnt sind, die Form des Evangeliums schlechthin ist! Es gibt kein Evangelium „an sich“. Die Inkulturation ist das Gesetz christlicher Geschichte. Immer wieder wurde und wird versucht, die jeweilige Kultur aufzugreifen und sich in ihr auszudrücken.

Andererseits hat sich das Evangelium diesen Kulturen aber auch nie einfach nur angepasst. Denn wenn die Botschaft wirklich angenommen wird, verändert sie die Menschen im Innersten. Und das kann dazu führen, dass eine Kultur dann vom Evangelium wie von einem Ferment durchsetzt und verwandelt wird. Gottes Herrschaft beginnt sich

¹⁵ Timothy Radcliff, Freiheit und Verantwortung. Plädoyer für eine synodale und demokratische Kirche, Freiburg i.Br. 2024, 38f.



Rechte: Bistum Magdeburg

Indische Christen und Christinnen nach einer syro-malankarischen Liturgie in der Magdeburger Kathedrale

durchzusetzen, bis in die politischen Strukturen hinein. Dem Satz des Apostels Paulus „Allen bin ich alles geworden“ (1 Kor 9,22) steht deshalb auch die Mahnung des ersten Johannesbriefs gegenüber, sich von all dem in der Welt zu distanzieren, was gottfeindlich ist. Dieses Spannungsverhältnis zieht sich durch die ganze Geschichte des Christentums.

Von der Bewegung zur Weltkirche

Und so wurde aus der christlichen Bewegung immer mehr eine Weltkirche. Dabei meint Weltkirche nicht einfach Rom oder ein anderes Gegenüber zu uns in Deutschland bzw. zu uns als Bistum Magdeburg. Auch wir sind ein Teil der Weltkirche.

Von Beginn an – so ist es auch im Abschlussdokument der Weltsynode aus dem vorigen Jahr zu lesen – bestand die ganze Kirche immer schon aus einer Vielzahl von Völkern und Sprachen sowie Ortskirchen.¹⁶ Und die verschiedenen Ortskirchen besaßen seit jeher ihre eigenen Riten und Disziplinen sowie ihr eigenes theologisches und geistliches Erbe.¹⁷ Von dieser Vielfalt lebt die Kirche. Von dieser Vielfalt lebt auch die Kirche in unserem Bistum.

Erfreulicherweise gehören zu uns inzwischen zahlreiche Christinnen und Christen aus den unterschiedlichsten Teilen der Welt. Bisher lassen wir uns leider noch viel zu wenig von ihren ortskirchlichen Erfahrungen bereichern. Das gilt auch umgekehrt. Es gibt nur wenig Austausch mit- und untereinander. Das liegt nicht selten auch an Sprachbarrieren sowie dem Bedürfnis auf beiden Seiten, den Glauben in der gewohnten Tradition und der vertrauten Sprache auszudrücken und zu feiern. Dort, wo es bereits mehr Begegnung gibt, wird schnell deutlich: Es bereichert unseren Glauben und unser Kirche-Sein!

Verschmelzung von Verschiedenheiten

Die Unterschiedlichkeit der Kirche in den verschiedenen Weltregionen untergräbt nicht ihre Einheit. Denn Einheit meint nicht „Uniformität, sondern die organische Verschmelzung legitimer Verschiedenheiten.“¹⁸ So verstanden kann Weltkirche nicht zentralistisch sein, sondern kann sich nur synodal verwirklichen. Hierfür bedarf es vor allem dreier Aspekte, die im Abschlussdokument der Weltsynode immer wieder auftauchen: Begegnung, gegenseitiges Verständnis und Austausch.

» Auch wir sind ein Teil der Weltkirche.«

Da ist von der Begegnung die Rede. Was heißt es, anderen zu begegnen? Es bedeutet zunächst einmal, sich nicht in der eigenen kleinen Welt einzuschließen und abzuschotten, sondern eine Offenheit gegenüber anderen Menschen, Kulturen und Traditionen zuzulassen. Dazu müssen wir nicht warten, dass der und die andere auf uns zukommen. Wir können uns selbst aufmachen, dem Anderen, dem Fremden entgegengehen. Das ist nicht immer leicht; es ist vielleicht auch nicht so sehr in unserer Mentalität verwurzelt. Aber dabei müssen wir ja nicht stehenbleiben. Wir können es versuchen und uns darin üben. Die Sterndeuter im Evangelium machen sich auf, gehen dem Fremden und Unvertrauten entgegen.

Gegenseitiges Verständnis

Außerdem ist ein gegenseitiges Verständnis gefragt. Eine solche Haltung – offen füreinander und interessiert aneinander zu sein – ist für jedes Zusammenleben unerlässlich. Sie schützt auch vor der Angst, die mit dem Fremden und Andersartigen verbunden sein kann. Denn gegenseitiges Verstehen bedeutet nicht, die andere Position oder Sichtweise auch annehmen zu müssen. Ich kann den anderen verstehen, seine Position auch wertschätzen und anerkennen, dass in seiner Sicht etwas Wahres und Wertvolles liegt, ohne mir seine Position auch zu eigen machen zu müssen. Das verstehen wir unter wahrer Toleranz.

Und schließlich braucht es Austausch. Nur wenn wir miteinander in einen echten Dialog treten, bei dem es darum

geht, vom anderen zu lernen, nicht darum, ihn mit unseren Argumenten niederzuringen, kommen wir zu einem wirklichen Verständnis der anderen Position und findet eine echte Begegnung statt.

Weltkirchliche Ungleichzeitigkeit

Begegnung, gegenseitiges Verständnis und Austausch als Haltungen weiten nicht nur unseren Horizont und öffnen unseren Blick auf das Wertvolle und Bereichernde, das uns in anderen Kulturen und Traditionen begegnet, es ist auch für unser gesellschaftliches Zusammenleben von entscheidender Bedeutung. Zugleich bedarf es freilich angesichts der weltkirchlichen Ungleichzeitigkeit der kulturellen Entwicklungen und der gegensätzlichen Auffassungen in manchen Fragen dezentraler Lösungen.

Gott erscheint in der Welt. Wie vielfältig sind da die Möglichkeiten, ihm zu begegnen. Suchen wir ihn also dort, in der Welt, in der Offenheit und der Begegnung mit dem, was anders ist, mühen wir uns aber auch darum, unseren speziellen ortskirchlichen Herausforderungen geistvoll gerecht zu werden.

¹⁶ Vgl. XVI. ordentliche Generalversammlung der Bischofssynode, Für eine synodale Kirche: Gemeinschaft, Teilhabe und Sendung, Schlussdokument, Rom 2024, Nr. 38.

¹⁷ Ebd.

¹⁸ Johannes Paul II, Apostolisches Schreiben *Novo millennio ineunte*, Rom 2001, Nr. 46.

Tag des Herrn

Predigt zum Universitätsgottesdienst in Halle am 19. Januar 2025

(1 Thess 4,13-5,11 / Mt 25,14-30)

Die Zeit eilt dahin. Viele, mit denen wir unterwegs waren, hat schon das Ende ereilt. Und uns, die wir hier versammelt sind, steht das noch bevor. Wohin aber geht die Reise? Diese Frage hat auch Wolfgang Borchert, einen der bekanntesten Autoren der Trümmerliteratur nach dem Zweiten Weltkrieg, obwohl nur 26 Jahre alt geworden, zutiefst beschäftigt. „Wohin“ – so heißt es in einem seiner Texte – „fahren wir denn? Frag’ ich die anderen. Wir müssen doch wissen, wohin? Da sagt Timm: Das wissen wir auch nicht. Das weiß keine Sau. Und alle nicken mit dem Kopf und brummeln: Das weiß keine Sau. Aber wir fahren [...] Tingeltangel, macht die Klingel der Straßenbahn. Und keiner weiß: wohin? Und alle fahren mit. Und keiner weiß und keiner weiß.“ Ist das die Antwort und unsere Perspektive? Ein Weg ohne Zukunft.

Erstaunlicherweise hat der Physiker und Philosoph Carl Friedrich von Weizsäcker, der von 1912 bis 2007 lebte, die Erwartung der Wiederkunft Christi einmal als den wichtigsten Glaubenssatz bezeichnet, den die Christenheit wieder neu entdecken müsse. Für die frühe Kirche war das noch anders. Existentiell von dieser Vorstellung herausgefordert, verbanden sich damit viele Fragen: Wie lange wird es noch bis zu jenem Zeitpunkt dauern? Wann wird der

sogenannte Tag des Herrn sein? Was wird bis dahin und danach geschehen? Und welches Schicksal wird denen beschieden sein, die vor der Wiederkehr bereits verstorben sind? Die junge Christengemeinde in Thessalonich trieb das gehörig um, sie lebte in Erwartung der Endzeit – auf die letzten Dinge hin.

Sorge um die Zukunft

Die Aktualität der Thematik, die sich in der Lektüre des Thessalonicherbrief vor uns auftut, ist wirklich bemerkenswert. Herrschte lange Zeit unter aufgeklärten Menschen des 20. Jahrhunderts die Vorstellung, dass alles nur besser werden könne – gewissermaßen sogar so etwas wie ein Fortschrittswahn –, macht sich inzwischen manchmal fast eine Endzeit- oder Weltuntergangsstimmung breit. Wie lange wird die Erde uns noch tragen – oder besser gesagt: ertragen können? Wie wird es den nachfolgenden Generationen ergehen? Wie wird deren Leben aussehen? Werden sie überhaupt noch eine Zukunft haben? Ähnlich wie die junge Gemeinde in Thessalonich ist es auch heute überwiegend die junge Generation, die die Frage nach der Zukunft stellt.

» *Wie wird es den nachfolgenden Generationen ergehen?«*

Gleichzeitig scheint es ein Merkmal des Alters zu sein, zurückzublicken und die Gegenwart an der Vergangenheit zu messen. Beides aber steht in der Gefahr, den aktuellen Augenblick ungenutzt verstreichen zu lassen und als Gestaltungsraum zu verkennen. Diesen jedoch fruchtbar zu nutzen, dazu – so meine ich – ermutigt der Apostel Paulus die Thessalonicher (1Thess 5,5), wenn er sie „Söhne des Lichts und Söhne des Tages“ nennt.

Finsternis oder Licht?

Vom „Tag des Herrn“ zu sprechen, ist ein gängiger Topos im Alten Testament. Damit verbindet sich aber nicht allzu Erfreuliches. So heißt es schon im Buch des Propheten Amos (Am 5,18-20): „Weh denen, die den Tag des Herrn herbeisehnen! Was nützt euch denn der Tag des Herrn? Finsternis ist er, nicht Licht. Es ist, wie wenn jemand einem Löwen entflieht und ihn dann ein Bär überfällt; kommt er nach Hause und stützt sich mit der Hand auf die Mauer, dann beißt ihn eine Schlange. Ist nicht der Tag des Herrn Finsternis und kein Licht, Dunkel und ohne Glanz?“

Ein Tag des Gerichts soll also der „Tag des Herrn“ sein. Auch der Prophet Zefanja beschreibt ihn düster (Zef 1, 14f.): „Ein Tag des Zorns ist jener Tag, ein Tag der Not und der Bedrängnis, ein Tag des Krachens und Berstens, ein Tag des Dunkels und der Finsternis, ein Tag der Wolken und der schwarzen Nacht.“ „Schreit auf – lesen wir bei Jesaja (Jes 13,6) – „denn der Tag des HERRN ist nahe; er kommt wie eine zerstörende Macht vom Allmächtigen.“

Dieser Tag, der „wie ein Dieb in der Nacht“ kommt, ohne jede Ankündigung, überraschend und unausweichlich, wer würde nicht wissen wollen, wann mit ihm zu rechnen ist, um gewappnet zu sein? Schroff weist Jesus – wie wir in der Apostelgeschichte lesen können (Apg 1,7) – dieses Bedürfnis, das auch die Apostel beim gemeinsamen Mahl mit ihm äußern, zurück: „Euch steht es nicht zu, Zeiten und Fristen zu erfahren, die der Vater in seiner Macht festgesetzt hat.“ Ja, und bei Markus (13,32) heißt es: „[...] jenen Tag und jene Stunde kennt niemand [...] nur der Vater.“



Rechte: Canva

Paulus: „Ihr alle seid Söhne des Lichts“

Offensichtlich hat Jesus über den Zeitpunkt der Parusie keine Angabe gemacht. Und so ist es auch nicht verwunderlich, dass die frühen Christinnen und Christen in der Frage, was sie zu erwarten haben, mit dem Gefühl lebten, im Dunkeln zu tappen. Paulus aber führt sie mit seinen eschatologischen Ausführungen vom Dunkel wieder ans Licht (1Thess 5,4f.): „Ihr aber, Brüder und Schwestern, lebt nicht im Finstern, so dass euch der Tag nicht wie ein Dieb überraschen kann. Ihr alle seid Söhne des Lichts und Söhne des Tages.“ „Darum“ – so fordert er sie auf (1Thess, 5,6) – „wollen wir nicht schlafen, wie die anderen, sondern wach und nüchtern sein.“ Wenn ihr aber – so könnte man ihn rufen hören – wirklich glaubt, dass Jesus gestorben und

auferstanden ist, dann nehmt die Gegenwart in die Hand und macht etwas daraus.

Ja! „Nur wer an eine endgültige Zukunft der Welt glaubt, kann sich gewissenhaft in den Dienst dieser Welt stellen. Nur wer an die Zukunftsverheißung Gottes glaubt, wird weder dieser Welt verfallen noch ihr entfliehen. Der christliche Glaube an Gottes Heilswillen, seine Liebe und Treue befähigt daher erst zu einem verantwortungsbewussten, einsatzbereiten und hoffnungsvollen Leben in dieser Welt.“¹⁹

Wie aber kann ein solches verantwortungsbewusstes, einsatzbereites und hoffnungsvolles Leben aussehen? Das Gleichnis von den anvertrauten Talenten –

wie es im Matthäusevangelium überliefert ist (Mt 25,14-30) – kann dabei durchaus anregend sein. Ich will es uns kurz ins Gedächtnis rufen: Ein Mann, der auf Reisen ging, ruft seine Diener zusammen und vertraut ihnen sein Vermögen an. „Dem einen gab er fünf Talente Silbergeld, einem anderen zwei, wieder einem anderen eines, jedem nach seinen Fähigkeiten.“ Der Diener mit den fünf Talenten wirtschaftet klug mit dem ihm anvertrauten Vermögen und kann es dadurch verdoppeln. Ebenso der zweite Diener, dem zwei Talente zur Verwaltung gegeben wurden. Der dritte aber gräbt ein Loch in der Erde, um das ihm anvertraute Talent zu bewahren. Als der Mann von seiner Reise zurückkommt, hält er Abrechnung mit seinen Dienern.

Die ersten beiden gehen auf das Vertrauen ihres Herrn ein; sie wissen sich seinem Großmut verpflichtet. Wie er ihnen alles übergibt, so tun sie es ihm gleich. Sie riskieren den ganzen Einsatz. Ihre Hände empfangen und öffnen sich wieder. Sie setzen alles aufs Spiel und gewinnen alles: „Geh ein in die Freude deines Herrn.“ Christus schenkt umso mehr, je mehr jemand gibt.

Vertrauen oder Angst?

Doch da ist nun auch der dritte Mann, die zentrale Figur des Gleichnisses. Fast könnte man sagen: eine tragische Figur. Er hat nichts Widerrechtliches getan. Er hat das Geld des Herrn nicht beim Glücksspiel oder in Kneipen verjubelt. Nein. Er will nur ganz sichergehen. Keine Experimente, so heißt seine Devise. Und er glaubt sich dabei im Recht. Er will sich und das Talent nach allen Seiten absichern. Darum gräbt er auch das Loch in die Erde.

Denn er hat Angst: Angst vor den Mitmenschen, dass sie ihn bestehlen könnten, aber auch Angst vor dem Herrn, von dem er unverständlicherweise das Bild eines strengen und habgierigen Despoten hat. Der Herr bleibt ihm so fremd wie das Talent, das er von ihm bekommen hat. Er lässt sich nicht darauf ein, sondern will sich – äußerlich korrekt – heraushalten. Angst steht über seinem Leben, Angst statt Vertrauen, und damit ist jede Initiative lahmgelegt. Seine Hand öffnet sich nicht, das Empfangene einzusetzen, und so wird alles, was er tut, ein Krampf und verfällt dem Gericht.

Es genügt offenbar nicht, nichts Schlechtes zu tun. Es genügt nicht, die Gaben zu pflegen und sie gewissenhaft zu bewahren. Das Vertrauen, das der Herr uns mit ihnen schenkt, ruft nach eigener schöpferischer Initiative und Verantwortung. Wer das Empfangene krampfhaft zurückhalten und absichern will, der wird auch das noch verlieren, was er hat.

Ist das nicht auch heutzutage eine Gefahr? Verzagen nicht viele z.B. an der Kirche oder haben Angst, dass sie einstürzt? Um den Bestand zu sichern, werden gewissermaßen Löcher in die Erde gegraben und Bunker angelegt. Das Konservieren und „Alles-beim-Alten-lassen“ ist lange genug als Treue zur Tradition ausgegeben worden. So bequem und fantasielos ist die Treue zur Tradition aber nicht. Wer das ihm übertragene Talent – darin steckt unser Wort Tradition – vergräbt, der gräbt sich sein eigenes Grab. Der aber ist ein „treuer Knecht“, der die empfangene Gabe im Vertrauen, dass sie sich bewährt, hingibt.

¹⁹ Otto Knoch, 1. und 2. Thessalonicherbrief (= Stuttgarter Kleiner Kommentar. Neues Testament 12), Stuttgart 1987, 55.

Undeutliche Bilder

Wird die Welt untergehen oder vollendet werden? Werden wir im Nichts versinken oder auch nach dem Tod noch eine Zukunft haben? Auf jeden Fall soll es ein Gericht geben, soll klar werden, welchen Sinn alles gehabt hat. Bildlich könnte man das an einem handgeknüpften orientalischen Teppich verdeutlichen. Bisläng sehen wir nur, wie dort die verwirrende Unterseite mit ihrem Durcheinander von Knoten und Fäden und ahnen höchstens, welche Muster sich daraus ergeben könnten, dann aber werden wir wie auf dessen Oberseite die klaren Formen und wunderbaren Farbgebungen erkennen.

In manchen Zeiten hat man sich das, was da geschehen wird, fantasievoll oder auch skurril ausgemalt. Letztlich kennt aber niemand Einzelheiten. Nur so viel lässt sich damit verbinden: In unsere Wirklichkeit oder das, was wir dafür halten, wird ein Einbruch aus einer anderen Welt erfolgen. Dann werden wir Menschen gewiss nicht bleiben, was wir sind, sondern nach dem Bild Jesu Christi umgestaltet werden. Und auch unsere mehr oder minder vertrauten Vorstellungen von Gott werden sich verändern, wird er plötzlich als ein ganz anderer uns entgegentreten.

Die Zeit eilt dahin. Sind wir für das Kommen des Herrn gerüstet? Folgen wir dem Vertrauen und Mut der beiden ersten Knechte? Oder machen sich bei uns vielleicht eher die Angst und Engherzigkeit des dritten Knechtes breit? Noch ist es nicht zu spät zum Aufbruch. Noch ist alles offen. Werden wir das Risiko der Hingabe wagen?

Verantwortungsbewusst und aktiv gestalten

Jesus Christus ist unser Ziel. Nicht nur Tod und Grab warten auf uns. Und schon jetzt steht unser Leben im Licht seines Kommens. Für die, die an Christus glauben – das lehrt Paulus – ist die Zeit zur Zwischenzeit geworden: Die zukünftige Heilswirklichkeit, im Christusgeschehen grundgelegt, ragt in die gegenwärtige Welt schon hinein. Wie wir bei seiner Ankunft dastehen, entscheidet sich bereits hier und heute. Unsere Zukunft entscheidet sich jetzt. Wie die Leute, von denen das Gleichnis spricht, können wir alles gewinnen und alles verlieren.

Das gilt nicht weniger für unsere ökologische und politische Lage. Wie lange uns die Erde noch erträgt und wie es auch politisch in unserem Land in den nächsten Jahren weitergehen wird, hängt in diesen Tagen auch davon ab, dass wir die Gegenwart als Gestaltungsraum verstehen, den wir verantwortungsbewusst und aktiv mitgestalten können. Lasst uns also wirken, solange es Tag ist.

Der Wahrheit Gottes verpflichtet – mit Herz und Verstand

Predigt zum Patronatsfest der Kathedrale St. Sebastian und zum Dompropstwechsel von Reinhold Pfafferodt zu Daniel Rudloff am 26. Januar 2025 (1 Petr 3,14-17; Mt10,28-31)

Schon seit 1.000 Jahren steht unsere heutige Kathedrale unter dem Patronat des heiligen Sebastian, eines Märtyrers aus der Zeit der Diokletianischen Verfolgung um das Jahr 303. Von Anfang an – so führt uns sein Schicksal drastisch vor Augen – erregt der christliche Glaube Anstoß. Wer von ihm ergriffen ist, sieht sich oftmals im Widerspruch zu den gesellschaftlichen, politischen und auch religiösen Strömungen seiner Zeit.

Das hat die Christen seitdem mit ihrer Kirche durch die Jahrhunderte hindurch begleitet und geprägt. Darauf hat schon Jesus seine Jünger vorbereitet. Bevor er die Zwölf auswählt und Anweisungen für die Mission gibt, hört man ihn im Matthäusevangelium unter anderem ziemlich ernüchternd sagen: „Ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe“ (Mt 10,16a); oder: „Ihr werdet um meines Namens willen von allen gehasst werden“ (22). Damit will er seinen Jüngern keine Angst machen, aber sie darauf einstimmen: Wer sein Jünger sein will, hat eine Botschaft zu vermitteln, an der sich die Geister scheiden. Das kann sogar zu einer Sache auf Leben und Tod werden.

Fürchtet Gott mehr als die Menschen

Weltweit reicht es in manchen Staaten heutzutage schon, zu den Christen dazuzugehören, um benachteiligt, verfolgt oder ermordet zu werden. Aber auch in Europa bläst uns seit einiger Zeit wieder ein rauerer Wind ins Gesicht. Wie kann man da zu seinem christlichen Glauben stehen und ihn überzeugend leben? Eine Pauschallösung hat es wohl nie gegeben und gibt es auch heute nicht. Darum müssen wir gemeinsam und je einzeln immer wieder Wege suchen, unserer Berufung und Sendung unter den konkreten Bedingungen unserer Zeit und Situation gerecht zu werden. Dabei sollten wir uns aber von einer Grundhaltung leiten lassen, die Jesus auch seinen Aposteln nahelegt und die nichts an Aktualität eingebüßt hat: Fürchtet Gott mehr als die Menschen; ja legt sogar jegliche Menschenfurcht ab und setzt allein auf Gott.

Der moderne Mensch indes scheint die Furcht vor Gott verloren zu haben, ist dadurch aber nicht etwa von Zwang und Unterdrückung frei. „Viele Menschen“ – so hat der tschechische Schriftsteller und Politiker Václav Havel einmal formuliert – „[...] folgen nicht den eigentlichen Intentionen ihres Lebens, und sie halten sich auch nicht an ihr



v.l.: Bischof em. Leo Nowak und Mitglieder des Kathedralekapitels: Dompropst em. Reinhold Pfafferodt, Generalvikar em. Raimund Sternal, Ordinariatsrat Thomas Kriesel, Bischof Gerhard Feige, Ordinariatsrat i.R. Willi Kraning, Dompropst Daniel Rudloff, Generalvikar Bernhard Scholz und Pfarrer Christian Kobert

besseres Wissen und Gewissen, sondern lassen sich von anderen Kräften und Mächten bestimmen.“

Auch wir Christen sind manchmal in Gefahr, Gott nicht mehr richtig ernst zu nehmen und bis zur Bedeutungslosigkeit zu verharmlosen. Kein Wunder, wenn wir uns dann auf einmal in ganz anderen Abhängigkeiten und sogar Versklavungen wiederfinden. Gott mehr zu fürchten als die Menschen – recht verstanden: sich eher seiner Schöpfermacht und Liebe anzuvertrauen als sich menschlicher Ohnmacht und Willkür auszuliefern –, erniedrigt nicht, sondern befreit zu wahren Leben. Und dieses kann nur Gott gewähren, von Menschen hingegen nicht angetastet werden. Sie können zwar – wie es heißt – den Leib, aber

nicht die Seele töten. Auch dürfen wir Gottes ganz persönlicher Sorge vertrauen: Wenn ihm schon die Spatzen einer gewissen Aufmerksamkeit wert zu sein scheinen, um wie viel mehr erst wir Menschen.

Was aber könnte das für uns heutzutage bedeuten? „Seid stets bereit,“ – so formuliert es der Verfasser des 1. Petrusbriefes (3.15b) – „jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt, [...]“ Nun gut; meistens fragt uns niemand, und viele sind auch hilflos, sich gegebenenfalls dazu zu äußern. Ein gutgemeintester Ratschlag wäre da: „Rede nicht über deinen Glauben, wenn du nicht gefragt wirst, aber lebe so, dass du gefragt wirst.“

Christliche Ideale mutig einbringen

Sicher ist dem etwas abzugewinnen, und doch würde ich nicht ganz zustimmen. Auch wenn wir nicht gefragt werden, sollten wir Gleichgültigkeit und Furcht ablegen und uns mit unseren christlichen Idealen entschieden und mutig in die gegenwärtigen Entwicklungen einmischen. Vieles macht uns da zu schaffen, besonders wohl die politischen und zwischenmenschlichen Verwerfungen und Konflikte.

„Wach auf, wach auf, du deutsches Land, du hast genug geschlafen [...]“ So beginnt ein geistliches Lied aus dem 16. Jahrhundert. Und etwas weiter heißt es darin: „Die Wahrheit wird jetzt unterdrückt, will niemand Wahrheit hören; die Lüge wird gar fein geschmückt, man hilft ihr oft mit Schwören. Dadurch wird Gottes Wort veracht, die Wahrheit höhnisch auch verlacht. Die Lüge tut man ehren.“

Als DDR-Bürger habe ich das gelegentlich mit bitterer Ironie, tiefer Wehmut und trotziger Hoffnung gesungen. Und heute? Beschreibt dieser Text nicht Erfahrungen, die wir so nie wieder machen wollten, die aber zunehmen und zeigen, wie sehr Menschen verführbar sind und unsere freiheitlich-demokratische Gesellschaft gefährdet ist?

Wie verbreitet ist es doch, zu lügen und belogen zu werden, in fast allen Bereichen, auch in der Politik. Otto von Bismarck wird das Bonmot zugeschrieben, dass nie so oft gelogen werde wie „vor der Wahl, während des Krieges und nach der Jagd“. Vieles spricht dafür, dass totalitäre Staaten ohne systematisches Lügen überhaupt nicht

existieren können. Auch Demokratien sind nicht gänzlich davon frei. Selbst wenn nicht bewusst und dreist in die Irre geführt oder getäuscht werden soll, sind es doch Halbwahrheiten und Vereinfachungen, vage Versprechungen und ausweichende Antworten, die aus strategischen Gründen oftmals eine Rolle spielen.

Gefilterte Wahrheiten

Bei einem Teil der Bevölkerung ist das Vertrauen in unser Gesellschaftssystem erschüttert, und so machen Verdächtigungen und Verschwörungen die Runde; von der „Corona-Lüge“ ist die Rede wie von der „Impf-Lüge“, der „Asyl-Lüge“ und der „Klima-Lüge“ oder auch der „Lügenpresse“, je nachdem, welche „Wahrheitsvorstellung“ gerade vertreten wird. Wahrheit scheint eher zur Gefühlssache geworden zu sein. Viele informieren sich inzwischen nicht mehr über öffentlich-rechtliche Medien, sondern alternativ im „Social Web“ in „Filter-Blasen“ und „Echo-Kammern“. Darüber hinaus verbreiten sich auf dramatische Weise immer mehr Unwahrheiten in Form von gezielten Fake News und Desinformationskampagnen, mittlerweile verstärkt durch künstliche Intelligenz – laut Weltwirtschaftsforum eine der größten Bedrohungen der Gegenwart.

Hinzu kommt das verlogene Spiel von sogenannten Parlamentariern, die sich selbst verharmlosend als alternative „Saubermänner“ gebärden, aber über andere hasserfüllt herziehen und letztendlich unsere Demokratie untergra-



ben wollen. Gekrönt wird das noch, wenn Machthaber – egal ob Putin oder Trump – sich als besonders von Gott auserwählt und als Retter ihres Volkes oder als Lichtgestalten im Kampf des Guten gegen das Böse inszenieren, und gewisse kirchliche Vertreter solche Perversionen noch umrahmen.

Das Gift der einfachen Lösungen

Ehrlichkeitshalber muss man natürlich sagen, dass zu einer Lüge zwei gehören: einer, der lügt, und einer, der sich belügen lässt oder belügen lassen will, weil er die Wahrheit scheut oder sich ihr nicht gewachsen fühlt. Darin besteht auch eine gewisse Tragik, dass Politiker, die sich bemühen, offen und ehrlich zu kommunizieren, zunehmend weniger

Zustimmung finden als solche, die mit dem Gift der einfachen Lösungen daherkommen. Skandalisierungen oder Beschönigungen, Schwarz-weiß-Malereien und populistische Argumentationsmuster oder hohle Phrasen und markige Parolen aber unterhöhlen die Glaubwürdigkeit von Personen des öffentlichen Lebens wie von Medien. Und bei Umfragen, die ja nicht nur Meinungen erheben, sondern auch beeinflussen, geht es oftmals weniger um Argumente als um Bauchgefühle.

Stattdessen aber werden von vielen ehrliche Antworten erwartet, Transparenz und Verlässlichkeit, Bürgernähe und Bodenständigkeit. Vor allem jedoch hofft man auf konkrete Lösungen. Darum „haben Wahlen“ – wie Giovanni di Lorenzo, der Chefredakteur der Wochenzeitung „Die Zeit“, zu Recht anmahnt – „noch etwas mit Inhalten zu tun, mit Werten und mit Glaubwürdigkeit“ und nicht mit „Inszenierung, mit geschicktem Schauspiel und vorgegaukelter Seriosität“.

Demokratie lebt vom Austausch

Weil die gesellschaftliche Gemengelage aber oftmals anders erfahren wird, gibt es viel Enttäuschung und Frustration, steigen manche gewissermaßen regelrecht aus und schimpfen nur noch auf „die da oben“, erscheint „Ablehnung“ als eine verbreitete Lebenshaltung. Eine Demokratie aber lebt nicht von Feindbildern oder einem Rückfall in archaische Verhaltensweisen, sondern von einem engagierten Austausch der Argumente und einer verantwortungsbereiten Zivilcourage. Und hier könnte auch unser Beitrag als Christen und Kirche bestehen, sich mit Herz und Verstand fantasievoll und tatkräftig an den Diskussionen und Entwicklungen zu beteiligen. Überlassen wir unsere Welt nicht Fanatikern und Extremisten, Psychopaten und Oligarchen, Tyrannen und Diktatoren! Setzen wir uns vielmehr mit all unseren Kräften und Möglichkeiten für Wahrheit und Gerechtigkeit ein, Solidarität und Nächstenliebe, Anstand und Respekt, ein friedliches Miteinander und die Achtung vor der Unantastbarkeit der Würde eines jeden Menschen, egal ob jung oder alt, mit oder ohne Behinderung, bei uns oder anderswo geboren.

» *Wie verbreitet ist es doch, zu lügen und belogen zu werden, in fast allen Bereichen, auch in der Politik.«*

Tapfer den Glauben bezeugen

Martyria im christlichen Sinn meint nicht nur, sein Leben – wie Sebastian – für Christus im äußersten Fall tatsächlich hinzugeben, sondern auch und vor allem, seinen Glauben an ihn im Alltag auf vielfältige Weise zu bezeugen. Aber auch dazu gehören oftmals Mut und Ausdauer, Tapferkeit und Stärke.

Wie schon Augustinus schreibt „schreitet (die Kirche) zwischen den Verfolgungen der Welt und den Tröstungen Gottes auf ihrem Pilgerweg dahin“. Inmitten dieser Gemeinschaft erfahren auch wir als Jüngerinnen und Jünger Jesu manchen Widerstand. Lassen wir uns dadurch nicht irritieren! Nehmen wir diese Herausforderung an! Verlieren wir nicht die Hoffnung! Und bitten wir Gott im Blick auf das kraftvolle Glaubenszeugnis des heiligen Sebastian: „Schenke auch uns den Geist der Stärke, damit wir dir mehr gehorchen als den Menschen.“

Mut zur Stille

Predigt zu Aschermittwoch 2025

(Joel 2,12-18 / Mt 6,1-6.16-18)

Liebe Schwestern und Brüder, laut und schnell ist die Zeit, in der wir gerade leben. Ein aufgeheizter Wahlkampf liegt hinter uns; Demonstrationen und Streiks sind immer wieder an der Tagesordnung; aus den USA tönen laute Drohungen in alle möglichen Richtungen – auch in unsere. Kein Wunder, dass viele Menschen angesichts der Fülle an Themen und dem Tempo, mit dem vieles gleichzeitig passiert, überfordert und verunsichert sind.



Rechte: Bistum Magdeburg

Zwischen den Gottesdiensten ist es in der Kathedrale in Magdeburg sehr still.

Irgendwie macht sich auch das Gefühl breit, den Kontakt zu verlieren – zu sich selbst und den eigenen Gefühlen und Wünschen; zu den Mitmenschen, deren Meinungen man nicht teilt und deren Entscheidungen man nicht mehr versteht; ja auch den Kontakt zur Welt, in der vieles nicht mehr nachvollziehbar ist.

Der Soziologe Hartmut Rosa beobachtet eine solche zunehmende Entfremdung und beschreibt sie als Folge der Beschleunigung, die in allen Bereichen des Lebens zunehmend spürbar ist. Wo wir mit uns selbst, mit unseren Mitmenschen und mit der Welt nicht mehr in einer guten Beziehung sind, können wir nichts bewirken, können wir unser Leben und unsere Zeit nicht mitgestalten. Denn nur da, wo etwas mit etwas anderem in Einklang gebracht wird, können Resonanzräume entstehen, kann etwas zum Schwingen gebracht werden, kann sich etwas bewegen.

Kraft sammeln in der Stille

Die Lesungstexte am heutigen Aschermittwoch können dazu durchaus Anregungen geben. „Wenn du betest“ – heißt es im Evangelium (Mt 6,6) – „geh in deine Kammer,

schließ die Tür zu; dann bete zu deinem Vater, der im Verborgenen ist!“ Auf den ersten Blick klingt diese Anweisung Jesu nach Rückzug aus der Welt und Abschottung. Gemeint ist aber das genaue Gegenteil. Der Gang in die Kammer wird in der mystischen Tradition des Christentums auch als ein Gang ins eigene Innere verstanden – als eine Sammlung aus dem Inneren heraus – eine innere Ruhe, die allerdings nicht im Gegensatz zur Bewegung und zum Tätigsein steht, sondern eine Freiheit und Gesammeltheit mit sich bringt, aus der heraus es möglich ist, unsere Beziehungen und die Welt, in der wir leben, zu gestalten.

Wohlthuendes Schweigen

Alle Religionen kennen eine Praxis der Achtsamkeit, Übungen, die zu einer größeren Wahrnehmung führen. Dazu ist es hilfreich, sich dem Lärm und dem Getöse der Welt zeitweise zu entziehen und Räume der Stille zu schaffen. Stille – eine Zeit ohne äußere Einflüsse oder Gespräche – ist für viele eine Herausforderung, die auch Angst macht. Ich weiß noch, als ich das erste Mal an sogenannten Exerzitien teilnehmen wollte – also einem geistlichen Kurs von mehreren Tagen, an denen man Anregungen zur Besinnung

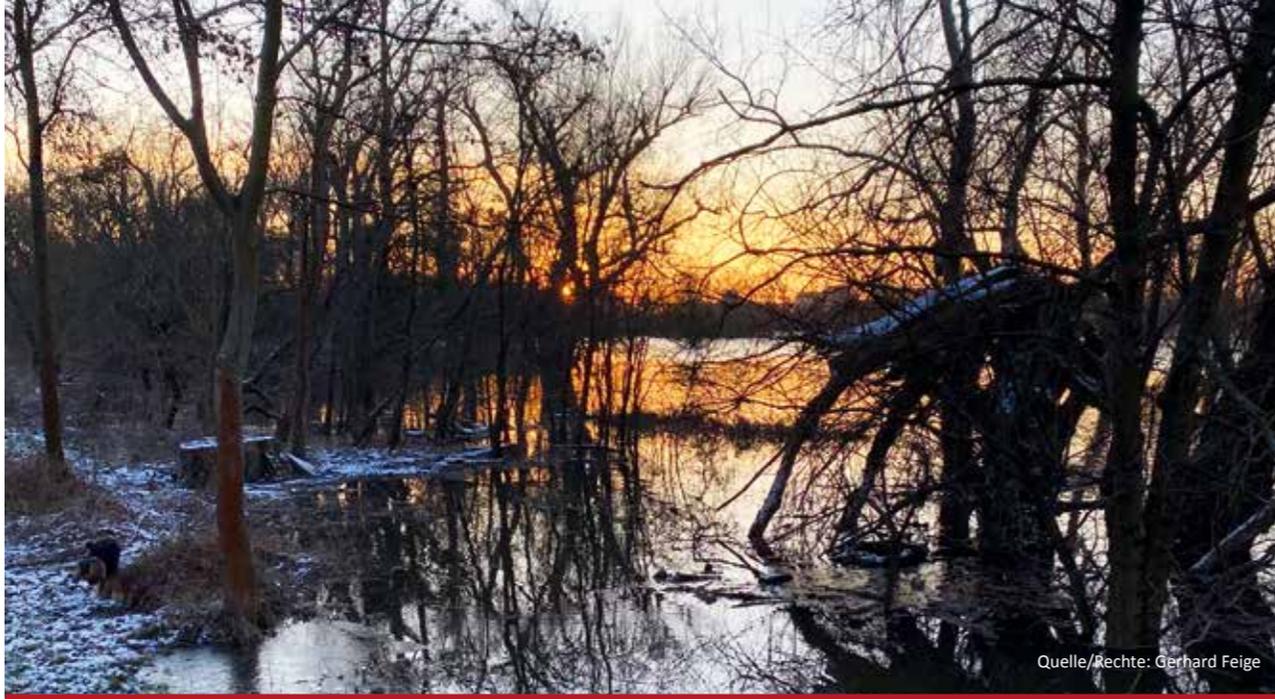
» Stille und Verzicht auf alles
Ablenkende können aber dabei
helfen, zu einer inneren Ruhe
und Freiheit zu kommen ... «

bekommt, aber selbst bei den Mahlzeiten schweigt – wie ich mir kaum vorstellen konnte, das zu ertragen, und dann erstaunt war, wie wohlthuend sich alles gestaltete.

Auf extreme oder faszinierende Weise bringt das auch ein mehrfach ausgezeichnete Dokumentarfilm von 2005 mit dem Titel: „Die große Stille“ zum Ausdruck. Er zeigt fast drei Stunden lang das Leben von Kartäusermönchen in einem einsam gelegenen Kloster nördlich von Grenoble. Darin wird kaum gesprochen, sogar auf Filmmusik verzichtet. Zu hören sind nur die unmittelbaren Umgebungsgereusche der jeweils gezeigten Szenen, wie das Läuten der Stundenglocke oder das Knistern von Feuer im Holzofen einer Mönchszelle sowie der Gesang der Mönche beim gemeinsamen Gebet. Sicher ist das sehr ungewöhnlich, kann aber zum Nachdenken anregen.

Stille braucht Übung

Viele von uns sind es ja gar nicht mehr gewohnt, Stille zu ertragen. Stille braucht Übung. Stille und Verzicht auf alles Ablenkende können aber dabei helfen, zu einer inneren Ruhe und Freiheit zu kommen und für die Welt, die



Quelle/Rechte: Gerhard Feige

Abendliche Stimmung im Magdeburger Herrenkrug-Park (Januar 2024)

Mitmenschen und auch die eigenen Bedürfnisse wieder empfänglich zu werden. Das ist es, was Hartmut Rosa mit Resonanz meint: „eine Beziehung zur Welt, in der man einerseits offen ist, um sich berühren zu lassen, vielleicht ergreifen zu lassen, aber andererseits auch selber seine eigene Stimme entfalten kann und damit etwas oder jemanden erreichen kann in der Welt.“²⁰

Ein neues Bewusstsein für sich selbst und die Welt helfen dabei, den Lärm, die Nachrichtenflut und das rasante Tempo unserer Zeit auszuhalten und in diese Welt hineinzuwirken, denn es macht empfänglich dafür, was die Menschen, mit denen wir in Verbindung sind, brauchen und was die Welt um uns herum erfordert. Die heute beginnende Fastenzeit kann eine Zeit sein, sich in die Stille und die damit verbundene Form der Achtsamkeit einzuüben.

Fastenzeit als Zeit der Ruhe

Liebe Schwestern und Brüder, es ist eine schöne Tradition, dass wir als Mitarbeitende des Bischöflichen Ordinariates und anderer Einrichtungen unseres Bistums am Morgen des Aschermittwochs die Gemeinschaftsmesse feiern und dabei Asche aufs Haupt gestreut bekommen. Das erinnert uns an unsere eigene Endlichkeit und Vergänglichkeit. Es wirft einen Blick voraus auf den Karfreitag und das Leiden und Sterben Jesu am Kreuz. Wir sind in den kommenden vierzig Tagen dazu eingeladen, uns darauf vorzubereiten. Mögen wir in dieser Zeit der Vorbereitung die innere Ruhe finden, die es uns ermöglicht, die Welt achtsam und mit wachem Blick zu gestalten und so die österliche Freude aufscheinen zu lassen, die wir am Ende dieser Bußzeit erwarten.

²⁰ Hartmut Rosa im Kulturjournal-Gespräch mit Jochen Rack. Entnommen: „Mehr Resonanz bitte!“. Hartmut Rosa und seine preisgekrönte Theorie vom guten Leben | Kulturjournal | Bayern 2 | Radio | BR.de

Zukunft braucht Versöhnung

Brief zur Österlichen Bußzeit 2025

Liebe Schwestern und Brüder,

„Versöhnt euch!“ Das klingt zunächst recht innerkirchlich. Ende letzten Jahres aber war diese Bitte oder Aufforderung sogar in der renommierten Wochenzeitung „Die Zeit“ zu lesen.²¹ Keine Frage! Angesichts der gegenwärtigen Entwicklungen haben wir Versöhnung dringend nötig.

Manche schon länger andauernden Krisen und Konflikte haben nicht nur unsere Gesellschaft verunsichert, sondern auch sehr persönliche Spuren hinterlassen. Die Coronapandemie und die klimatisch bedingten Katastrophen, die Kriege vor unserer Haustür und weltweit, die Fluchtbewegungen und Migrations- wie Integrationsanforderungen, aber auch die Auseinandersetzungen um das Leben in einer freiheitlichen Demokratie und die Zunahme autoritärer Machtfantasien bewegen viele zutiefst.

Sorgen um die Zukunft machen sich breit – die eigene sowie die unseres Landes und die unseres Planeten. Ständig sind wir herausgefordert, Stellung zu beziehen. Zunehmend kommt es dabei zu Konfrontationen und Polarisierungen, werden Wahrheiten geleugnet, machen Verschwörungsmythen die Runde, erklärt man Anders-

denkende zu Feinden. Gerade erst haben wir auch einen Wahlkampf erlebt, bei dem sich die Parteien und deren Vertreterinnen und Vertreter zum Teil unerträgliche Gefechte geliefert haben. Viele waren froh, als das alles endlich vorbei war.

Gespaltene Gesellschaft

In nahezu allen Bereichen unseres Lebens führen solche Verwerfungen zu tiefen Gräben. Immer häufiger ist die Rede von einer gespaltenen Gesellschaft, in der Meinungen unversöhnlich aufeinanderprallen und der Dialog abreißt. Auch in unserer Kirche hat sich aufgrund vielfältiger Spannungen und Zerwürfnisse die Situation zugespitzt. Ja, sogar in unseren Freundschaften und Familien erfahren sich Menschen als voneinander entfremdet, wenn nicht sogar als völlig zerstritten. Vorsichtshalber spricht man über manches schon gar nicht mehr oder meidet bestimmte Kontakte. Wie aber kann es angesichts all dessen gelingen, wieder zu mehr Gemeinsamkeit zu kommen, im Großen wie im Kleinen?

²¹ 54/2024.

Versöhnung braucht Zeit

Sicher ist Versöhnung nicht zum Nulltarif zu haben und braucht Zeit. Man kann sie auch nicht erzwingen. Wie lange hat es doch gedauert, bis Franzosen und Deutsche oder Polen und Deutsche nach dem II. Weltkrieg wieder dazu fähig waren, aufeinander zuzugehen, zu vergeben und um Vergebung zu bitten. Und die abendländische Christenheit hat sich erst Jahrhunderte nach der Reformation wieder auf den Weg zu „mehr Sichtbarkeit in der Einheit und mehr Versöhnung in der Verschiedenheit“ gemacht.

Um sich erfolgreich miteinander zu versöhnen, bedarf es zunächst einmal der Fähigkeit, sich selbst zu hinterfragen und in andere hineinversetzen zu können. Zugleich gilt es auszuloten, ob dieselbe Bereitschaft auch auf der Gegenseite vorauszusetzen ist. Letzte Gewissheiten gibt es dabei nicht. Darum gehört Mut dazu, sich dennoch zu überwinden, Vertrauen zu wagen, den ersten Schritt zu machen und das Gespräch zu suchen. Eventuell ist zur Vermittlung auch die Hilfe Dritter in Anspruch zu nehmen. Sicher wird es nicht ohne Kompromisse gehen. Diese sollten aber nicht darin bestehen, dass man dem oder der anderen einfach nach dem Mund redet und jeden Gegensatz hinnimmt.

Klare Haltung gegen Hetze

Wenn es zudem um so grundsätzliche Werte wie die gottgewollte Würde und Freiheit eines jeden Menschen oder Gerechtigkeit und Barmherzigkeit geht, wäre es ein himmelschreiendes Unrecht, sich mit jemandem zu versöhnen, der sich selbstherrlich und gnadenlos darüber hinwegsetzt, gegen andere hetzt und ihnen das Existenzrecht abspricht. Hierbei ist auch weiterhin eine klare Hal-

tung vonnöten. In anderen Fällen erscheint es durchaus möglich, nicht zu überwindende Unterschiede zu ertragen oder sogar zu akzeptieren.

Meistens gehört zu einer Versöhnung, sich zunächst einmal zu entschuldigen und um Vergebung zu bitten, gegebenenfalls auch etwas wiedergutzumachen, auf jeden Fall aber ernsthaft daran zu arbeiten, mit der gewonnenen Verständigung einen neuen Anfang zu setzen und die gegenseitigen Beziehungen konstruktiv weiterzuentwickeln.

Dabei kommt es freilich auch darauf an, ob und wie man selbst mit sich und seinem Leben versöhnt ist. Viele sind unzufrieden und leiden an Überforderungen und Missständen, an ihrer Unvollkommenheit oder eigenem Versagen. Manche leugnen auch, Schuld auf sich geladen zu haben, oder weisen jede persönliche Verantwortung dafür zurück. Damit stehen sie nicht allein. Schon seit längerem hat unsere Gesellschaft ein „kollektiver Unschuldswahn“ erfasst. Zugleich werden andere unerbittlich zu „Sündenböcken“ gemacht, diffamiert und ausgegrenzt.

Inmitten solcher Erfahrungen ruft uns Papst Franziskus im Rahmen des Heiligen Jahres die Bedeutung und das Geschenk des Bußsakramentes in Erinnerung. Es gibt „keinen besseren Weg, Gott kennenzulernen,“ – schreibt er in seiner Ankündigung²² – „als sich von ihm versöhnen zu lassen und seine Vergebung zu erfahren.“ Darin „erlauben wir dem Herrn, [...] unsere Herzen zu erneuern, uns wieder aufzurichten und uns zu umarmen, und uns sein zärtliches und barmherziges Gesicht zu zeigen.“ Gott ist es, der uns Versöhnung anbietet, von ihm geht sie aus, als Akt der Gnade dürfen wir uns von ihm beschenken lassen.

Beichte als Sakrament der Versöhnung

Mir ist bewusst, dass in unserer Region viele nur noch selten oder gar nicht mehr dieses Sakrament empfangen. Das hat seine Gründe. Dazu gehört auch, dass es oft sehr formalisiert war und die Einzelnen mit ihrem ganz persönlichen Schicksal nur eine geringe Rolle spielten. Heute verstehen wir die Beichte stärker als ein Sakrament der Versöhnung. Immer noch liegt ihr die Auseinandersetzung mit den eigenen Verfehlungen zugrunde, die wir als hinderlich für die Beziehung zu Gott, zu uns selbst und zu den Nächsten erleben. Aber dabei bleibt es nicht. Darüber hinaus – so glauben wir – hat das Wort der Vergebung, das uns in der sakramentalen Lossprechung zugesagt wird, heilende und verwandelnde Kraft, kann den Menschen aufrichten und einen neuen Anfang ermöglichen.

Ich hielte es für hilfreich, sich wieder einmal darauf einzulassen. Seien wir Menschen, die den Mut haben, sich dem eigenen Versagen zu stellen und es weder zu verdrängen noch zu beschönigen. Setzen wir vor allem aber unsere Hoffnung ganz auf die Gnade Gottes und seien wir auch den anderen gegenüber gnädig!

» Schon seit längerem hat unsere Gesellschaft ein ›kollektiver Unschuldswahn‹ erfasst.«

Versöhnung wagen

Liebe Schwestern und Brüder, die Österliche Bußzeit lädt dazu ein, uns und unsere Lebenshaltungen zu reflektieren, manches zu relativieren und nicht an Vergangenen zu haften, sondern den Blick in die Zukunft zu richten, uns für Neues zu öffnen und Brücken zu bauen. Mögen wir in den gegenwärtigen Herausforderungen und Krisen die Zeichen der Zeit erkennen und sie in Zeichen der Hoffnung verwandeln, indem wir mit der Kraft Gottes den Weg der Versöhnung gehen. Möge die österliche Freude, die uns am Ende dieser Bußzeit erwartet, ein Licht sein, das diese Hoffnung auf Versöhnung bereits jetzt in unserem Leben aufscheinen lässt.

Dazu erbitte ich uns allen den Segen des allmächtigen und barmherzigen Gottes, des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Magdeburg, am 1. Sonntag der Österlichen Bußzeit 2025

²² Verkündigungsbulle zum Heiligen Jahr 2025, Nr.23.

„ ... das tut auch ihnen!“

Predigt bei der Frühjahrsvollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz am 13. März 2025 im Kloster Steinfeld

(Lev 19,13-18 / Mt 7,7-12)

Ein gerechtes und menschenfreundliches Miteinander ist kein Selbstläufer; es braucht Regeln und Grundsätze, an denen man sich orientieren kann. In den Schriften der Bibel ist diese Einsicht tief verwurzelt; immer wieder finden wir dort Einblicke in das Ringen um eine Lebensweise, die zuerst in einer Beziehung mit Gott wurzelt und zugleich im alltäglichen Umgang mit den anderen Menschen Ausdruck finden soll. Gerade haben wir dazu aus dem Buch Levitikus einige Anweisungen gehört. Und das Evangelium bekräftigt: In einem respektvollen Umgang „besteht das Gesetz und die Propheten“. „Alles, was ihr wollt, dass euch die Menschen tun, das tut auch ihnen!“

Diese sogenannte Goldene Regel, die gewissermaßen alle Einzelbestimmungen einsammelt, hat sogar – nur etwas anders formuliert – in unserem Sprachschatz Eingang gefunden: „Was du“ – so heißt es da – „nicht willst, das man dir tu“, das füg‘ auch keinem andern zu.“ Um das für einsichtig zu halten, muss man nicht unbedingt christlich sein. Es ist wohl – davon bin ich überzeugt – allgemein nachvollziehbar. Würde das umgesetzt, sähe es in unserer Welt schon viel besser aus.

Der Blick in die vergangenen und gegenwärtigen Krisen und Konflikte und auf unser gesellschaftliches Zusammenleben lässt jedoch ernüchternd feststellen: Als allgemeiner Grundsatz konnte sich die Goldene Regel nie durchsetzen. Und da müssen wir bei uns selbst anfangen. Nicht einmal in der Kirche – das machen die Verletzungen, die auch hier und im Namen des Glaubens geschehen sind, offensichtlich – ist darauf Verlass.

Individualismus und soziales Desinteresse

Immer schon konkurriert die Goldene Regel mit anderen Handlungsprinzipien. Da lässt sich beispielsweise an Bertold Brechts „Erst kommt das Fressen, dann die Moral“ denken, oder an das aus dem Geschäftsleben vertraute „Eine Hand wäscht die andere“. Diese Losung ist mit Donald Trump auch auf die weltpolitische Bühne zurückgekehrt. In der DDR war das sogenannte „Vitamin B“ – also Beziehungen zu haben, um an bestimmte Dinge oder Leistungen zu kommen – besonders wichtig. Aus der Not und dem Zwang heraus war es fast unumgänglich, sich auf diese Art der Vorteilsnahme einzulassen. Aber auch solche Parolen wie „privat geht vor Katastrophe“ oder



Quelle: Marko Orlovic, Rechte: Deutsche Bischofskonferenz

Bischof Feige beim Gottesdienst während der Frühjahrsvollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz am 13. März 2025 im Kloster Steinfeld.

„wir zuerst“ zeugen von überzogenem Individualismus und sozialem Desinteresse.

Wahrhaft menschlich miteinander umzugehen, sieht freilich anders aus. Dabei meine ich sogar, Steigerungsmöglichkeiten erkennen zu können. Als ein Mindestmaß zwischenmenschlichen Verhaltens gilt wohl der Anstand, „eine grundsätzliche Solidarität mit anderen Menschen, ein Empfinden dafür, dass wir alle das Leben teilen, ein Gefühl, das für die großen und grundsätzlichen Fragen des Lebens ganz genauso gilt wie für die kleinen, alltäglichen Situationen“²³

Vom Interesse am Anderen bis zur Selbstlosigkeit

Sich für die Mitmenschen wirklich zu interessieren, überbietet dieses Mindestmaß um einen weiteren Aspekt und

lässt den Anderen und die Andere in ihrer ganz besonderen Einzigartigkeit zur Geltung kommen. Menschen in Ehrfurcht zu begegnen, bedingt darüber hinaus zusätzlich, allen die gleiche Würde als Abbilder Gottes zuzuerkennen. Daraus könnte folgen, – was Jesus nach der Liebe zu Gott für genauso wichtig hält – „den Nächsten zu lieben wie sich selbst“ (Mt 22,39). Denn auch unter gerechtesten Verhältnissen fehlt noch Wesentliches, wenn Liebe und Barmherzigkeit, Vertrauen und Mitgefühl nicht hinzukommen. Und schließlich zeigt sich in der Bereitschaft, sich für andere gewissermaßen aufzuopfern, die wohl radikalste Form menschlicher Selbstlosigkeit, wie sie auf unüberbietbare Weise in Jesus Christus zum Ausdruck gekommen ist.

²³ Axel Hacke, Über den Anstand in schwierigen Zeiten und die Frage; wie wir miteinander umgehen, München 2017, 157.

Vielen von uns ist sicherlich in Erinnerung geblieben, dass die anglikanische Bischöfin Mariann Budde während des Gottesdienstes im Rahmen der Vereidigung des neuen Präsidenten der USA, Donald Trump, an dessen Barmherzigkeit appellierte: „Im Namen Gottes bitte ich Sie, haben Sie Erbarmen mit den Menschen in unserem Land, die Angst haben“. Sie hätte ihn auch um Gerechtigkeit bitten und sich dabei auf denselben Gott berufen können, in dem Gerechtigkeit und Barmherzigkeit untrennbar zusammenfallen²⁴. Barmherzigkeit hebt ja den Grundsatz der Gerechtigkeit nicht auf; vielmehr bereitet sie den Boden für gerechtes Handeln und eine gerechte gesellschaftliche Ordnung.

Stattdessen wird in jüngster Zeit jedoch die prinzipielle Gleichheit aller Menschen, die auch in der Goldenen Regel ihren Ausdruck findet, zunehmend in Frage gestellt und immer mehr unterschieden und abgestuft. Nächstenliebe vollzieht sich nun höchstens in konzentrischen Kreisen und impliziert eine Rangordnung: „zuerst die eigene Familie [...], dann die Nachbarn, dann die Gemeinde, dann das eigene Land – und erst danach kann man sich auf die ganze Welt konzentrieren.“ So hat es der Vizepräsident der Vereinigten Staaten von Amerika kürzlich definiert. Und den Kirchen wird in diesem Zusammenhang gelegentlich vorgeworfen, den Eindruck zu erwecken, jegliche Überlegungen und Abwägungen, inwiefern Migration doch zugunsten der eigenen Bevölkerung eingeschränkt werden müsse, in naiver und überheblicher Weise als unchristlich zu verwerfen. Zugleich wird das Verhältnis von Kirche und Politik konträr diskutiert und bewertet.

Soll sich Kirche politisch positionieren?

Solche Stimmen, die die Kirche dazu ermahnen, sich ausschließlich zu vermeintlich rein religiösen Themen zu äußern, übersehen, dass sich eine Trennung von weltlich und geistlich für uns Christinnen und Christen nicht vollziehen lässt. Gesellschaftlich geht es in allen Bereichen um die Gestaltung von menschlichem Leben und menschlichem Zusammenleben, oft auch um menschliches Überleben. Das aber kann uns als Kirche nicht gleichgültig lassen. Deshalb sehen wir es nicht als eine Grenzüberschreitung an, sich in grundsätzlichen Fragen mit einzumischen. Dabei lassen wir uns aber nicht einfach auf eine „Moralinstanz“ reduzieren. Über moralische Leitvorstellungen hinaus eröffnet der christliche Glaube eine befreiende Lebensperspektive, aus der dann freilich auch eine neue Lebensweise folgt. In diesem Sinn ist er nicht nur Privatsache, sondern auch von öffentlichem Interesse. Dabei äußern sich die Kirchen auf der Basis des christlichen Menschenbildes nicht, um Tagespolitik zu betreiben oder für einzelne Herausforderungen Lösungen anzubieten. „Ihren Auftrag und ihre Kompetenz sehen sie (vielmehr) vor allem darin, für eine Wertorientierung ... einzutreten, in deren Zentrum die Würde jedes Menschen, die Achtung der Menschenrechte und die Ausrichtung am Gemeinwohl stehen.“²⁵

Für eine realistische, wertebasierte und rechtskonforme Migrationspolitik

Insofern bagatellisieren wir auch nicht die Probleme, die Migration hervorrufen kann, plädieren aber dafür, dass die Maßnahmen, die zur Regulierung notwendig erscheinen, auch realistisch, wertebasiert und rechtskonform sind – und nicht illusionär, populistisch und willkürlich.

» ... *Menschenwürde und Menschenrechte sind unteilbar. Als Christen und Christinnen können wir hier nicht schweigend zuschauen.*«

Zweifellos gibt es kein Christentum ohne Liebe und Barmherzigkeit. Beides gehört gewissermaßen zu seiner DNA. Vor diesem Hintergrund hat für mich auch die Aussage Heinrich Bölls bleibende Aktualität: „Selbst die aller schlechteste christliche Welt würde ich der besten heidnischen vorziehen.“²⁶ So hat er, der unverdächtig war, anderen nach dem Mund zu reden, der schon früh als Gewissen der Gesellschaft galt und in dieser Rolle auch kirchliche Würdenträger von seiner Kritik nicht ausnahm, einmal auf die Frage „Was halten Sie vom Christentum?“ geantwortet und ergänzt: In einer vom Christentum geprägten Welt „gibt es Raum für die, denen keine heidnische Welt je Raum gab: für Krüppel und Kranke, Alte und Schwache“.

Im Gesicht des Anderen den Bruder erkennen

Liebe Schwestern und Brüder, ein alter Rabbi fragte einst seine Schüler, wie man die Stunde bestimmt, in der die Nacht endet und der Tag beginnt. „Ist es, wenn man von weitem einen Hund von einem Schaf unterscheiden kann?“, fragte einer seiner Schüler. „Nein“, sagte der Rabbi. „Ist es, wenn man einen Apfelbaum von einer Birke unterscheiden kann?“, fragte ein anderer. „Nein“, sagte der Rabbi. „Aber wann ist es dann?“, fragten die Schüler. „Es ist dann, wenn du in das Gesicht irgendeines Menschen blicken kannst und darin deine Schwester oder deinen Bruder siehst. Bis dahin ist die Nacht noch bei uns.“

„Im Gesicht irgendeines Menschen die Schwester oder den Bruder sehen“: Das ist in der Tat gewissermaßen die Grundlage für ein friedliches Zusammenleben der Menschen und der Völker. Dafür steht auch die Goldene Regel: „Alles, was ihr wollt, dass euch die Menschen tun, das tut auch ihnen!“ Dazu aber passen nicht Hetze und Hass, Intoleranz und Gewalt. Dazu passt keine Ideologie, die auf Selektion setzt, den Stärkeren verherrlicht und all diejenigen abwertet, die „anders“ oder scheinbar „nutzlos“ sind. Menschenwürde und Menschenrechte sind unteilbar. Als Christen und Christinnen können wir hier nicht schweigend zuschauen. Wenn wir aber im Gesicht eines anderen Menschen die Schwester und den Bruder zu erkennen vermögen, dann werden wir auch Möglichkeiten finden, selbst tatkräftig dazu beizutragen, dass die Leben stiftende Kraft des Evangeliums einen noch deutlicheren Ausdruck im menschlichen Miteinander findet.

²⁴ Reinhard Marx, Barmherzigkeit und Gerechtigkeit, in: Anzeiger für Seelsorge.

Hier entnommen: 2016-Beitrag-Kard.-Marx-Barmherzigkeit-und-Gerechtigkeit.pdf
²⁵ Demokratie braucht Tugenden. Gemeinsames Wort der EKD und DBK vom 20.11.2006, 6.

²⁶ Heinrich Böll, „Eine Welt ohne Christus“, in: Karlheinz Deschner (Hg.), Was halten Sie vom Christentum? 18 Antworten auf eine Umfrage, München 1957, 21-24, 22.

Ökumenisches Miteinander als mitteldeutsches Qualitätsmerkmal

Grußwort zur Verabschiedung von Kirchenpräsident Joachim Liebig
und Einführung von Kirchenpräsident Karsten Wolkenhauer
am 29. März 2025 in Köthen

„Anhalt“ – so die Einschätzung des 2023 verstorbenen Kulturhistorikers Christoph Stölzl – „sei als Musterland der Aufklärung eine Schatzkammer, ein verdichtetes Europa im Kleinen, das viele Nonkonformisten angezogen habe“. Dazu gehörten – so wage ich zu behaupten – auch die Katholiken, die sich nach der Reformation seit dem 18. Jahrhundert wieder nach Anhalt wagten. Zunächst hingen ihre religiösen Freiheiten jedoch noch vom Wohlwollen der jeweiligen Fürsten ab. Erst 1871 fielen die letzten Be-

schränkungen. Inzwischen aber ist schon längst aus dem Gegen- und Nebeneinander zwischen evangelischen und katholischen Christen ein geschwisterliches bis herzliches Miteinander geworden, erfahren sich mittlerweile beide Gruppierungen als Nonkonformisten.

Und Kirchenpräsident Joachim Liebig war und ist ein markanter Zeuge dafür, äußerst anregend und liebenswürdig, kollegial und ökumenisch verlässlich. Seit seinem Amtsantritt 2009 habe ich das immer wieder erlebt. Besonders in Erinnerung sind mir dabei die beiden ökumenischen Pilgerreisen „Mit Luther zum Papst“, an denen 2016 an die 1.000 und 2022 etwa 500 zumeist Jugendliche aus unserer Region teilgenommen haben. Unvergesslich ist mir vor allem, wie wir bei der letzten davon als kleine Gruppe nach dem Hinflug in Rom vor unseren Bungalows saßen und solange Rotwein tranken, bis endlich auch unsere zurückgebliebenen Koffer nachgeliefert wurden. Für solche und viele andere gemeinsame Erfahrungen danke ich Ihnen, lieber Bruder Liebig, von ganzem Herzen. Möge Gott Sie auch weiterhin segnen und Ihnen noch viele erfreuliche Lebensjahre schenken.



Quelle: Heiko Rebsch, Rechte: Ev. Landeskirche Anhalts

Karsten Wolkenhauer ist seit März 2025 Kirchenpräsident der Evangelischen Landeskirche Anhalts.



Quelle: Susanne Reh, Rechte: Ev. Landeskirche Anhalts

Einführungsgottesdienst von Kirchenpräsident Karsten Wolkenhauer am 29. März 2025 in Köthen

Gemeinsam im weitgehend konfessionsfreien Osten

Zugleich gratuliere ich Ihnen, lieber Bruder Wolkenhauer, zu Ihrem Amtsantritt als neuer Kirchenpräsident der Evangelischen Landeskirche Anhalts. Ich freue mich, in Ihnen einen ebenso ökumenisch aufgeschlossenen Mitbruder begrüßen zu können. Wir sitzen ja in diesem Land wirklich in einem Boot. Die Nöte der Menschen in unserer Gesellschaft liegen vor Augen. Sie fordern uns dazu heraus, gemeinsam nach Lösungen zu suchen und gemeinsam Zeugnis abzulegen. In einer Situation, in der christlicher Glaube längst nicht mehr selbstverständlich ist, kommt

dem Umgang unserer Kirchen miteinander sowie ihrem gemeinsamen Auftreten eine besondere Bedeutung für ihre Glaubwürdigkeit und ihre Verkündigung zu.

So, wie ich Sie, lieber Bruder Wolkenhauer, bisher schon erlebt habe, bin ich mir sicher, dass unser ökumenisches Miteinander auch weiterhin ein mitteldeutsches Qualitätsmerkmal bleiben wird. Mögen Sie in Ihrem Dienst erfahren, was im 2. Brief an Timotheus im 1. Kapitel, Vers 7 nach der Einheitsübersetzung so beschrieben ist: „Gott hat uns nicht einen Geist der Verzagtheit gegeben, sondern den Geist der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit.“

Menschenwürde und Nächstenliebe

Predigt anlässlich 30 Jahre St. Joseph-Krankenhaus Dessau,
Klinik für psychische Erkrankungen am 2. April 2025
(Gen 1,26-27a / Lk 10,25-37)

Liebe Schwestern und Brüder, schneller, besser, weiter; wer viel leistet, verdient auch viel. In vielen Bereichen gilt Leistung als Ordnungsprinzip der Gesellschaft. Manche politische Richtung sieht darin die Lösung für die Herausforderungen, vor der wir als Gesellschaft stehen. Mehr und schneller arbeiten und weniger krank sein – mit diesen Forderungen sind viele Menschen konfrontiert. Der Wert des Menschen bemisst sich an seinem Marktwert und seiner Kaufkraft. Wer nicht mithalten kann, bleibt auf der Strecke. Und nur wer Leistung bringt, darf teilhaben.

Eine Gesellschaft, in der die Leistung zum ausschlaggebenden Kriterium des Wertes eines Menschen wird, macht krank und schließt aus. Häufiger als es früher üblich war, sprechen Menschen heute offen darüber, was das Leistungsprinzip mit ihnen gemacht hat. So nutzen beispielsweise aus Sport und Fernsehen bekannte Menschen ihren Bekanntheitsgrad, um von ihrem eigenen Schicksal zu berichten und dadurch auf die krank machende permanente Überforderung aufmerksam zu machen.

Wo bleibt in einem solchen leistungsorientierten System der Mensch im Alter, welchen Wert haben darin Kinder und welcher kommt kranken Menschen zu? In einer Ge-

sellschaft, die Verfügbarkeit und Nützlichkeit in den Vordergrund stellt, wer ist da der und die Nächste, die uns etwas angehen?

Mit dieser Frage konfrontiert uns das Gleichnis vom barmherzigen Samariter. Ein Mensch gerät in Not, ist auf Hilfe angewiesen. Wie gehen wir mit Menschen um, die dem Leistungsprinzip nicht gerecht werden können? Verhalten wir uns wie der Priester und der Levit und gehen einfach vorbei?

Was ist Nächstenliebe?

„Geh und handle genauso“, sagt Jesus im Anschluss an die Erzählung vom barmherzigen Samariter. Was für eine Zustimmung – damals wie heute! Denn Jesus fordert zu einem Perspektivwechsel auf. Er lässt sich nicht darauf ein, eine Definition zu liefern, wer nun genau der und die Nächste sei, die es zu lieben gilt. Statt wie der Gesetzeslehrer darüber zu theoretisieren: „Wem soll ich helfen?“, legt Jesus uns nahe, sich vielmehr zu fragen: „Wem werde ich zum Nächsten?“ Liebe definiert nämlich nicht den Nächsten, sondern entdeckt ihn. Wenn jemand in seinem Her-

zen Liebe hat, wird sie ihm zeigen, wer sein Nächster ist und wem man selbst zur Nächsten wird. Liebe schafft sozusagen „Nächstenschaft“.

Liebe geht deshalb auch über die Grenzen von Herkunft und Zugehörigkeit, damals wie heute. Das kann in unseren Tagen nicht deutlich genug betont werden. Was wir derzeit hören und erleben, ist eine entgegengesetzte Tendenz: Herkunft und Zugehörigkeit werden zu Argumenten, die Grenzen enger zu ziehen, auszugrenzen und den und die Nächste auf eine kleine, ausgewählte Gruppe zu reduzieren.

Ein solches Bild von Nächstenliebe ist mit dem christlichen Verständnis von Nächstenliebe nicht zu vereinbaren und kann daraus auch nicht abgeleitet werden. Es befähigt auch nicht zu dem Perspektivwechsel, den das Gleichnis einfordert. Denn, während die etablierten Personen – Priester und Levit – eher fragen: „Was wird aus mir, wenn ich dem, der unter die Räuber gefallen ist, helfe?“, ist der Samariter, der als Fremder zufällig des Weges kommt, von der Sorge erfüllt: „Was wird aus dem, der da liegt, wenn ich ihm nicht helfe?“ Der Priester und der Levit sehen den notleidenden Menschen, aber sie ignorieren ihn. Ihr Herz ist verschlossen. Der Samariter hingegen, der als ungläubig und deshalb zu meiden galt, sieht und handelt. Er ist im Gleichklang mit dem Herzen Gottes. Er wendet sich dem Notleidenden zu und hilft ihm.

Der verletzte, verwundete und kranke Mensch besitzt einen Wert, der nicht verloren werden kann, auch wenn er nicht mehr dazu in der Lage ist, die von der Gesellschaft geforderte Leistung zu bringen. Seinen Wert – ja, seine Würde – hat er nicht aufgrund seiner Leistung, sondern aufgrund seines Menschseins. Sie ist ihm von Anfang an



Rechte: Alexianer Sachsen-Anhalt GmbH

Festgottesdienst anlässlich 30 Jahre St. Joseph-Krankenhaus Dessau

gegeben. Der Mensch – so heißt es in der Schöpfungsgeschichte – ist nach dem Bild Gottes geschaffen, und dies – so glauben wir als Christinnen und Christen – verleiht ihm eine unveräußerliche und unverlierbare Würde, die es unbedingte zu achten und zu schützen gilt.

Mögen deshalb auch wir ein offenes Herz haben, das von der Liebe Gottes zu den Menschen erfüllt ist. Entdecken wir in unserem Leben, wer uns jeweils neu zu unserem Nächsten, zu unserer Nächsten wird, und erheben wir die Stimme für diejenigen, deren Würde durch Leistungsdenken, Fremdenfeindlichkeit und andere Formen der Ausgrenzung und Menschenverachtung in Gefahr gerät.

Selbstbestimmung und Fürsorge

Grußwort anlässlich 30 Jahre St. Joseph-Krankenhaus Dessau,
Klinik für psychische Erkrankungen am 2. April 2025

Sehr geehrte Regionalgeschäftsführerin Frau Stein,
sehr geehrte Mitarbeitende der Klinik für psychische Er-
krankungen,
sehr geehrte Damen und Herren,

ich freue mich über die Einladung und die Möglichkeit,
zusammen mit Ihnen 30 Jahre St. Joseph-Krankenhaus in
Dessau zu feiern. Mit Ihrer Arbeit leisten Sie in dieser Re-
gion einen unschätzbaren Dienst am Menschen.

Dabei bewegen Sie sich in einem viel diskutierten Span-
nungsfeld von Autonomie und Fürsorge. Das ist ein neu-
ralgischer Punkt. Denn wir leben in einer Zeit, in der der
Gedanke der individuellen Autonomie Hochkonjunktur
hat. Zweifelsohne ist die Autonomie ein hohes Gut. Doch
wird sie nur allzu oft als eine von allen sozialen Bezügen
losgelöste Unabhängigkeit missverstanden, die jede Form
der Abhängigkeit, der Hilfsbedürftigkeit und Angewiesen-
heit auf andere als narzisstische Kränkung erlebt.

Da geht es ihr ähnlich wie der Freiheit. Auch von ihr erwar-
tet man, dass sie grenzenlos ist. Oftmals verbindet sich da-
mit ein egozentrisches Verständnis, demzufolge man dann
frei ist, wenn man seine eigenen Interessen und Bedürf-

nisse verwirklichen kann. Der Mensch will der Regisseur
des eigenen Lebens sein; die anderen werden zu bloßen
Statisten dieses Projekts; sie sollen lediglich bei der Selbst-
verwirklichung helfen. Die Freiheit des Einzelnen wird hier
auch zur Freiheit des Stärkeren. Ein solches Freiheitsver-
ständnis stößt jedoch an seine Grenzen. Die Corona-Pan-
demie hat uns eindrücklich daran erinnert: Die eigene
Freiheit hat ihre Grenze an der Freiheit der anderen. Das
ist – wenn man es so formulieren möchte – die Kehrsei-
te der Freiheitsmedaille: Freiheit ist ohne Verantwortung
nicht zu haben. Beides gehört untrennbar zusammen. Die
eigene Freiheit kann nur mit Blick auf die anderen gelebt
werden. Diese Erkenntnis gilt auch für die Selbstbestim-
mung des Einzelnen.

Autonomie braucht Fürsorge

Im Kontext von Krankheit – diese Erfahrung werden Sie
bei Ihrer Arbeit womöglich machen –, fällt die Autonomie
dem Menschen nicht einfach so zu. Im Hinblick auf die
krisenhafte Situation des Krankseins muss sie erst einmal
neu entwickelt werden. Dafür braucht es Fürsorge. Sie ver-
setzt den kranken Menschen überhaupt erst in die Lage

» *Ihr Tun ist ein Akt der
Nächstenliebe, der die Würde
jedes einzelnen Menschen
unbedingt anerkennt.*«

dazu, autonome Entscheidungen treffen zu können. Ein
abstraktes, solipsistisches Autonomieverständnis im Sinne
einer vollkommenen Unabhängigkeit und Willkür dagegen
blendet die besondere Hilfs- und Schutzbedürftigkeit von
kranken Menschen aus. Insbesondere in der Situation des
Krankseins zeigt es sich, dass Autonomie nicht etwas Fest-
stehendes ist, sondern sich vielmehr in vertrauensvollen
Beziehungen und durch fürsorgliche Zuwendung zum
Menschen erst entwickelt.

Autonomie und Fürsorge ist also kein Gegensatzpaar; Für-
sorge ist vielmehr oftmals die Ermöglichungsbedingung
von Autonomie. Wahre Fürsorge wird immer die Auto-
nomie des anderen berücksichtigen – sonst ist sie keine
Fürsorge, sondern eher eine Form der Bevormundung,
des Paternalismus. Gerade in der Psychiatrie wird dies in
eindrücklicher Weise deutlich. In Ihrer fürsorgenden Zu-
wendung den kranken Menschen gegenüber, die zu Ihnen
kommen und um Hilfe suchen, unterstützen sie diese, wie-
der ein selbstbestimmtes Leben führen zu können.

Ihr Tun ist ein Akt der Nächstenliebe, der die Würde jedes
einzelnen Menschen unbedingt anerkennt. Ich bin dank-
bar, dass wir auf dem Gebiet unseres Bistums einen sol-



Rechte: Canva

chen ebenso professionellen wie menschenfreundlichen
Ort haben, an dem Menschen mit ihren Erkrankungen und
in akuten Krisenzeiten ihres Lebens Hilfe, Unterstützung
und Zuwendung erfahren, und wünsche Ihnen auch wei-
terhin die dafür erforderlichen Voraussetzungen – perso-
nell, fachlich und finanziell – sowie ermutigende Erfahrun-
gen und Gottes reichen Segen.

Synodalität

Worte zur konstituierenden Sitzung
des Bistumsrates am 5. April 2025

Synodalität – alles neu?

Wir hören und sprechen viel von Synodalität. Seit dem Synodalen Weg in Deutschland und der Bischofssynode in Rom hat der Begriff große Aufmerksamkeit bekommen. Synodalität ist eng verknüpft mit dem Pontifikat von Papst Franziskus. Er fordert die Kirche auf – und er fordert sie auch heraus –, synodaler zu werden. „Die Welt, in der wir leben und die in all ihrer Widersprüchlichkeit zu lieben und ihr zu dienen wir berufen sind,“ – schreibt der Papst – „verlangt von der Kirche eine Steigerung ihres Zusammenwirkens in allen Bereichen ihrer Sendung. Genau dieser Weg der Synodalität ist das, was Gott sich von der Kirche des dritten Jahrtausends erwartet.“²⁷

Synodalität ist aber keine Erfindung des Papstes. Es ist eine „alte und beständige kirchliche Praxis, sich in Synoden zu versammeln.“ Als einige Beispiele nenne ich da nur das erste Ökumenische Konzil der frühen Kirche, das vor 1700 Jahren in Nizäa tagte, das II. Vatikanische Konzil, das vor 60 Jahren zu Ende ging, oder die Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland, die von

1971 bis 1975 in Würzburg tagte, die Synode des Bistums Meißen von 1969 bis 1971 sowie die Pastoralssynode der Katholischen Kirche in der DDR von 1973 bis 1975.

Als Synode werden ganz unterschiedliche Ereignisse und Phänomene bezeichnet, die sich im Laufe der Zeit auch verändert haben. Ihnen allen ist aber gemeinsam, dass Menschen zusammenkommen, „um zu diskutieren, zu unterscheiden und Entscheidungen zu treffen.“²⁸ Synodal meint also immer schon die Beteiligung vieler Menschen und ein gemeinsames Handeln. Das drückt auch der griechische Begriff „synhodos“ aus. Wörtlich heißt das, gemeinsam unterwegs bzw. auf dem Weg zu sein. Auf dem Weg zu sein, gehört zum Wesen der Kirche. Nicht ohne Grund hat man jene Menschen, die Jesus nachgefolgt sind, ursprünglich „die Anhänger des Weges Jesu“ genannt (Apg 9,2). Jesus selbst bezeichnet sich als den Weg (die Wahrheit und das Leben).

Die Grundlage der gemeinsamen Weggemeinschaft bildet die Taufe. Durch die Taufe haben Christinnen und Christen Anteil am prophetischen Amt Christi. (LG 12)



Rechte: Bistum Magdeburg

Der erweiterte Bistumsrat im Bistum Magdeburg hat sich am Samstag, dem 5. April 2025, in Magdeburg konstituiert.

Synodalität und Ökumene

Die Taufe bildet nicht nur die Grundlage der Synodalität, sondern auch die Grundlage der Ökumene.²⁹ Darum können wir auch von anderen Kirchen lernen, was Synodalität bedeutet, wie eine synodale Kirche aussehen kann. Da sind uns andere Kirchen schon weit voraus.

Zuallererst nennt auch Papst Franziskus als ein Beispiel immer die orthodoxen Kirchen, die sich selbst als synodale Kirchen verstehen. In ihrem gegenseitigen Verhältnis haben sie dabei freilich zwar gewaltige Probleme, ein anderes Bild zeigt sich jedoch auf der Ebene der orthodoxen Lokalkirchen, an deren Spitze ein Patriarch oder anderes Oberhaupt steht. Allesamt weisen sie synodale Leitungsstrukturen auf, wobei es zwei Grundmodelle gibt. Bei dem einen gehören allein Bischöfe den synodalen Gremien an, bei den anderen sind neben den Bischöfen auch gewählte Vertreter des Klerus und der Laien an der Kirchenleitung beteiligt.

Ein anderes Beispiel bilden die aus der Reformation hervorgegangenen Kirchen. Sie leben bereits mit stark ausgebildeten synodalen Kulturen. Diese sind aber weithin das

Ergebnis einer immer wieder neu angeregten Entwicklung in einem Zeitraum von ca. 150 Jahren und unterschiedlich ausgeprägt.

Während in den reformierten Kirchen die Synode das oberste Organ der Kirchenleitung ist, gibt es in den lutherischen Landeskirchen in der Regel eine arbeitsteilige Kirchenleitung mit mehreren gleichberechtigten Organen, gewissermaßen eine Doppelstruktur von Synodalität und Episkopalkirche. Das gilt auch für die Anglikanische Kirche. Einige andere, wie etwa die Neuapostolische Kirche, weisen hingegen eine hierarchische Struktur ohne Synodalität auf.

Die Entwicklungen und Erfahrungen mit Synodalität sind so vielfältig wie die Kirchen selbst und immer aus der eigenen Kirchengeschichte abzuleiten. Dort, wo es sie gibt, sind die synodalen Strukturen geschichtlich gewachsen.

²⁷ Papst Franziskus, Ansprache anlässlich der 50-Jahr-Feier der Errichtung der Bischofssynode (17. Oktober 2015).

²⁸ Papst Franziskus, XVI. Ordentliche Generalversammlung der Bischofssynode. Für eine synodale Kirche: Gemeinschaft, Teilhabe und Sendung. Schlussdokument, 14f.

²⁹ Ebd., 13.

Synodalität als Haltung

Synodalität ist zunächst kein Strukturprinzip, sondern eine Haltung. Sie hat ihren Ausgangspunkt in der Bereitschaft zuzuhören, in der Offenheit gegenüber den Wahrnehmungen und Argumenten der anderen, ohne sie direkt zu verurteilen und an der eigenen Überzeugung zu messen. Der Dominikaner Timothy Radcliffe schlägt in seinen geistlichen Impulsen den Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Bischofssynode vor, statt mit einem „Nein!“ mit einem „Ja, und ...“ auf die Beiträge der anderen zu reagieren. Das ist gar nicht so einfach. Gewöhnlich ist der erste Impuls, die eigene Sicht zu verteidigen. Lassen wir uns einmal bewusst darauf ein, dem anderen Raum zu geben.

Zu Beginn der Weltsynode hat es in unserem Bistum „Hearings“ gegeben – digitale Formate, um mit den Menschen vor Ort ins Gespräch zu kommen. Auch ich habe an den digitalen Treffen hörend teilgenommen und musste feststellen, dass es keine sehr große Beteiligung gab. Es ist keine eingeübte Praxis in unserer Kirche, die Menschen dazu auffordert, von ihrer Meinung, ihren Erfahrungen, ihrer Sicht auf den Glauben und die kirchliche Praxis zu erzählen. Und es gibt wenig Erfahrung damit, dass ihnen ehrlich zugehört wird, ohne sie zu korrigieren und zu belehren.

„Eine ‚Kultur der Synodalität‘ braucht Zeit.“³⁰ Der Prozess des Hörens, des Austausches auf unterschiedlichen Ebenen, gemeinsam zu unterscheiden und zu entscheiden, brauchen einen langen Atem. Wir sind diese Entschleunigung nicht gewohnt. Entscheidungen und deren Umsetzung sollen unmittelbar geschehen. Angesichts der zahlreichen Themen und des großen Reformbedarfs warten

viele darauf, dass sich in unserer Kirche endlich etwas bewegt. Eine synodale Arbeitsweise aber lässt schnell daran zweifeln, dass sich überhaupt etwas tut.

Die Herausforderungen, die Synodalität mit sich bringt, sollen uns nicht entmutigen. Einiges ist in unserem Bistum schon gewachsen:

- Fünfzehn unserer Pfarreien werden von Leitungsteams geleitet. Zusammen mit einem Priester als Geistlichem Moderator sind ehrenamtlich engagierte Menschen in unserem Bistum mit der Leitung einer Pfarrei beauftragt.
- In unterschiedlichen Gremien gestalten Menschen das kirchliche Leben in unserem Bistum aktiv mit. Kirchenvorstände und Pfarrgemeinderäte, Ordinariatsrat, Priesterrat, Katholikenrat sowie Kirchensteuer- und Vermögensverwaltungsrat sind da einige Beispiele.
- Menschen engagieren sich in Chören und Musikgruppen oder Gebets- und Weggemeinschaften.

Für diese große Bereitschaft, gemeinsam unterwegs zu sein, Zeit und Kraft und die je eigenen Gaben und Expertisen einzubringen, bin ich sehr dankbar! Synodalität stärkt einen Bischof, davon bin ich überzeugt. Deshalb danke ich auch Ihnen für Ihre Bereitschaft, sich auf diese neue Form des Bistumsrates einzulassen, das Leben in unserem Bistum mitzugestalten und mich bei meinem bischöflichen Amt durch Ihr Engagement und Ihre Expertise zu unterstützen.

³⁰ Andreas R. Batlogg, Synodaler Prozess – und jetzt?, in: Christ in der Gegenwart 9/2025, 3.

Macht, Osten, Verantwortung

Interview von Dr. Karin Wollschläger für die Katholische Nachrichtenagentur (KNA) am 16. April 2025

Der katholische Magdeburger Bischof Gerhard Feige gilt als Mann des klaren Wortes. Sowohl in Kirche wie auch in Politik und Gesellschaft nennt er Probleme und Herausforderungen beim Namen. Am 16. April vor 20 Jahren trat er sein Amt als Ortsbischof an. Im Gespräch mit Dr. Karin Wollschläger von der Katholischen Nachrichten-Agentur (KNA) spricht Feige über eine Amtszeitbegrenzung von Bischöfen und Transformationsmüdigkeit, positioniert sich zum AfD-Verbotsverfahren, formuliert seine Erwartungen an die künftige Bundesregierung – und gibt zwei Buchtipps.

Bischof Feige, nach 20 Jahren Erfahrung als Ortsbischof, können Sie das Amt guten Gewissens weiterempfehlen?

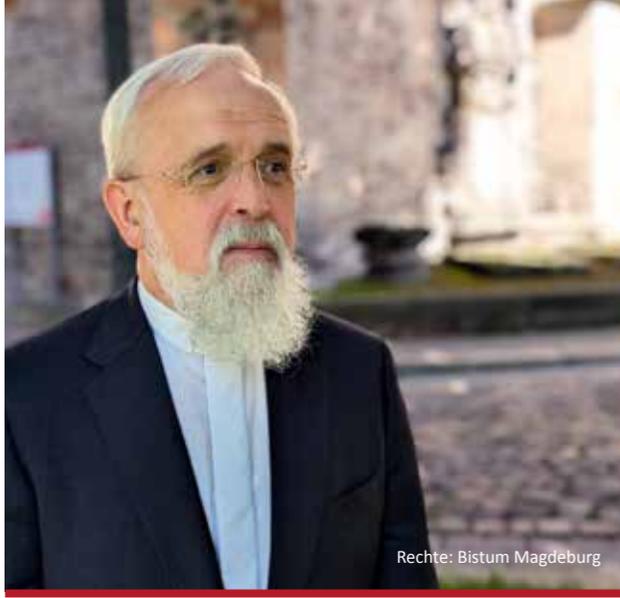
Neulich hat Sachsen-Anhalts Ministerpräsident Reiner Haseloff auf die Frage, ob er Lust hat, Minister der neuen Bundesregierung zu werden, gesagt: „Lust und Politik haben nichts miteinander zu tun.“ Bischof zu sein, ist nicht mehr unbedingt ein erstrebenswertes Ideal, sondern ist ein Dienst, ist eine Verpflichtung, ist ein Auftrag. Es ist eine Sendung, eine Berufung, und dem sollte man sich nicht entziehen.

Wie stehen Sie denn zu einer Begrenzung der Amtszeit für Bischöfe, ähnlich wie in der evangelischen Kirche?

Was meine Amtszeit betrifft, müssen andere bewerten, ob es gut war, dass ich so lange Bischof war. Ansonsten: Auf dem Synodalen Weg wurde ja diskutiert, ob die Amtszeit von Bischöfen begrenzt werden sollte, beispielsweise auf sieben Jahre. Der Hintergrund: Macht müsste begrenzt, geteilt und kontrolliert werden. Ich bin unschlüssig. Es hat etwas für sich, wenn man längere Zeit Bischof ist. Man kennt viele Dinge und kann vielleicht besser entscheiden. Wenn es nicht gut geht, wäre eine begrenzte Amtszeit natürlich besser. Und außerdem: Wie mächtig ist schon ein ostdeutscher Bischof?

Ist in der Deutschen Bischofskonferenz das Verständnis für die besondere Situation im Osten gewachsen?

Ja und nein. Es gibt Bischöfe, die sich intensiv mit unserer Situation auseinandersetzen. Ob sie letztendlich begreifen, was das alles für Konsequenzen hat, da bin ich unsicher. Was das mit uns macht, was das für Herausforderungen sind, ist für viele schwierig nachzuvollziehen. Und vor



Rechte: Bistum Magdeburg

„Bischof zu sein ist ein Dienst, eine Verpflichtung, ein Auftrag.“

allem die finanzielle Lage und die anderen Rahmenbedingungen, in denen wir lebendige Kirche sein wollen.

Kommen Sie sich manchmal als Jammer-Ossi vor, wenn Sie dann vor den Mitbrüdern sagen, dass Sie etwas aus obigen Gründen einfach nicht umsetzen können?

Ich ergreife dann nicht mehr so oft das Wort. Ich habe den Osten schon lange genug leidenschaftlich ins Gespräch gebracht. Aber ich bin dankbar, wenn auch andere Bischöfe, die im Osten tätig sind und westlich sozialisiert sind, da ihre Stimme erheben und deutlich machen, wie unsere Situation hier ist.

Welches Buch empfehlen Sie, um die Situation im Osten und Unterschiede gegenüber dem Westen besser nachvollziehen zu können?

Da kann ich zwei nennen. Zum einen „Ungleich vereint“ von Steffen Mau. Das würde ich sowohl auf die Gesellschaft beziehen als auch auf die katholische Kirche. Es müsste auch innerkirchlich noch deutlicher wahrgenommen werden, wie ungleich wir sind. Und dann muss

darüber nachgedacht werden, wie man zukünftig Kirche insgesamt in Deutschland gestalten will.

Meine zweite Empfehlung ist „Freiheitsschock“ von Ilko-Sascha Kowalczyk. Seine These: Eine Revolution machen nur wenige. Es ist eine Illusion zu meinen, das ganze Volk der DDR sei 1989 aufgestanden. Aufgrund der Erfahrungen mit einem autoritären Regime, das alle Bereiche eigentlich geregelt hatte, und wo es keine Zivilgesellschaft gegeben hat, ist es heutzutage eben schwer, in Freiheit zu leben und Freiheit konstruktiv zu gestalten. Daher rühren auch manche Fantasien nach einer starken Hand, nach einer starken Partei, die alles wieder regelt, nach einem starken Staat, der das aber gar nicht leisten kann.

Sie haben schon früh die Ansichten der AfD als menschenverachtend kritisiert. Wie stehen Sie zur Frage eines Verbotsverfahrens?

Da sehe ich ein gewisses Dilemma. Einerseits sind verschiedene Gruppierungen dieser Partei schon als gesichert rechtsextremistisch eingestuft und das scheint keinerlei Konsequenzen zu haben. Auf der anderen Seite bin ich aber nicht unbedingt für ein Verbot. Das stärkt nur wieder die Opferrolle, die die AfD so gerne einnimmt und dann eben den Vorwurf erhebt, wir lebten ja in einer Diktatur und man könne nicht mehr alles sagen und alles vertreten. Ich denke, wenn man jetzt die AfD verbietet, würde das noch einen größeren Widerstand bei der Wählerschaft dieser Partei hervorrufen.

Sie gelten als einer, der in gesellschaftspolitischen Fragen gern klare Kante zeigt. Ist es notwendiger geworden, Haltung zu zeigen?

Ja. Angesichts vieler Entwicklungen in den vergangenen Jahren, sowohl in Gesellschaft und Politik wie Kirche, ist es notwendiger geworden, Haltung zu zeigen.

Ist es auch schwieriger, weil der Gegenwind rauer geworden ist?

Durchaus. Man kann alles sagen, aber man muss eben damit rechnen, dass nicht alle zustimmen. Das ist in einer freiheitlich-demokratischen Gesellschaft so. Innerkirchlich hat das auch zugenommen. Von daher gehört schon was dazu, Haltung zu zeigen. Aber da knüpfe ich auch an Erfahrungen aus DDR-Zeiten an: Ich war kein Bürgerrechtler oder Widerstandskämpfer, aber von meinen Eltern und meiner Heimatpfarre habe ich gelernt, Haltung zu zeigen und durchzutragen.

Ist es wichtiger geworden, dass Kirche Haltung zeigt in gesellschaftspolitischen Fragen?

Ich glaube, gerade was die Menschenwürde betrifft, Menschenrechte und Gerechtigkeit, also das Zusammenleben von uns Menschen, da kann und darf Kirche nicht schweigen.

Hat es Sie frustriert, dass die AfD auch trotz der eindringlichen Appelle der Bischöfe so ein hohes Wahlergebnis erzielt hat und auch von vielen Christen gewählt wurde?

Ja. Aber vielleicht, wenn wir uns nicht geäußert hätten, hätten noch mehr diese Partei gewählt. Das lässt sich halt leider nicht überprüfen. Aber besorgt bin ich schon, vor allem jetzt im östlichen Gebiet, wie sich alles weiterentwickelt.

Bald dürften wir eine neue Bundesregierung haben. Was erwarten Sie von einem Bundeskanzler Friedrich Merz?

Ich erwarte, dass eine Politik betrieben wird, die die Bevölkerung wieder mehr befriedet.

Und da ist Merz der Typ dafür?

Ich hoffe, dass ein Befrieden gelingt und dass das Parteiengetzter weniger wird und man versteht, worum es eigentlich geht. Das ist jetzt entscheidend. Und dass man nicht auf Themen aufspringt oder die verstärkt, die von der AfD gewissermaßen vorgegeben werden. Was die Migrationspolitik betrifft, da erwarte und hoffe ich, dass es Regelungen geben wird, die realistisch, wertebasiert und rechtskonform sind und nicht illusionär, populistisch und willkürlich. Das ist so ein Stimmungsthema, aber da sollte man auch aufpassen, dass der Gleichklang von Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Verhältnismäßigkeit nicht verloren geht.

Aller Orten wird eine Transformationserschöpfung oder -müdigkeit diagnostiziert, vor allem auch in Ostdeutschland aufgrund der besonderen Entwicklung. Empfinden Sie selbst auch sowas manchmal?

Ja, weil das schon gravierend ist. Wir haben eine gewaltige Transformation durchgemacht von der DDR zur Existenz im wiedervereinigten Deutschland. Das war schon bewegend, das hat uns gewaltig verändert, hat Kräfte gekostet. Und daher rühren gerade in der ostdeutschen Bevölkerung viele Befürchtungen mit Blick auf die Flüchtlingsproblematik, die Wirtschaftsentwicklung, den Ukraine-Krieg.

Und wenn man dann noch die innerkirchlichen Entwicklungen dazu nimmt, dann ist da schon ein Bedürfnis zu sagen: Könnte es nicht mal etwas ruhiger werden? Vor allem wird das Ganze ja noch verstärkt durch die Medien, durch die Masse an Informationen und die unzähligen Stimmungsbarometer und Meinungsumfragen. Das fordert schon enorm heraus.

Mündiges Christsein

Predigt beim Dies pastoralis 2025

(Jes 61,1-3a.6a.8b-9 / Offb 1,5-8 / Lk 4,16-21)

Selbstbewusst tritt Jesus am Beginn seines öffentlichen Wirkens auf und beansprucht für sich, das Schriftwort zu erfüllen: Mit ihm ist die Heilszeit, die der Prophet Jesaja angekündigt hat, angebrochen; er ist gesandt, die frohe Botschaft zu bringen, die den Menschen Hoffnung auf Zukunft gibt.

Woher nimmt er dieses Selbstbewusstsein? Jedes der vier Evangelien berichtet vor dem ersten öffentlichen Auftreten Jesu von dem Taufmoment am Jordan (u.a. Lk 3,22): „Der Heilige Geist kam sichtbar in Gestalt einer Taube auf ihn herab und eine Stimme aus dem Himmel sprach: Du bist mein geliebter Sohn, an dir habe ich Wohlgefallen gefunden.“ Jesus lebt und wirkt aus dem Zuspruch der Taufe und der Bestätigung durch Gott als sein geliebter Sohn. Deshalb kann er mit den Worten des Propheten von sich sagen: „Der Geist Gottes ruht auf mir. Denn der Herr hat mich gesalbt; er hat mich gesandt [...]“

Beginn der Täuferbewegung

Auch unsere eigene Geschichte als Christinnen und Christen beginnt mit der Taufe. Sie ist das Fundament des christ-

lichen Lebens. Seit dem 5. und 6. Jahrhundert wird diese in der Regel schon Säuglingen oder kleinen Kindern gespendet. Da war es eine Provokation, als diese Praxis im 16. Jahrhundert auf einmal massiv in Frage gestellt wurde. Mit der ersten sogenannten Glaubenstaufe 1525 in Zürich begann eine Bewegung, die unter dem Begriff „Täufer“ zusammengefasst wurde und in diesem Jahr ihr 500-jähriges Jubiläum feiert. Diejenigen, die von ihr ergriffen waren, lehnten die Kindertaufe ab und praktizierten die Erwachsenen- oder Wiedertaufe. Glaube, Bekenntnis, Taufe – in dieser Reihenfolge vollzog sich für sie der Weg in die Christusbefreiung.

Zu ihnen gehörten solche Gruppen wie die Mennoniten und die Hutterer oder die Baptisten und die Quäker. Im Kontext des reformatorischen Aufbruchs ihrer Zeit propagierten sie ein selbstbewusstes und mündiges Christsein, das zu einer eigenständigen Auseinandersetzung mit dem Wort Gottes befähigt. Damit unterschieden sie sich nicht nur von der alten Katholischen Kirche, von der sich die Täufer unter dem Einfluss der Reformation bereits abgewandt hatten, sondern auch von den großen Reformatoren Luther und Zwingli. Sie forderten nicht nur eine raschere Umsetzung der Reformen, sondern vertraten



Rechte: Bistum Magdeburg

Der „Dies pastoralis“ ist im Bistum Magdeburg traditionell mit der Ölweih-Messe verbunden, in der die drei Öle für Firmung und Weihen, Krankensalbung und Vorbereitung auf die Taufe vom Bischof geweiht und dann in die Pfarreien mitgenommen werden. Hier füllen Zeremoniar Michael Schulze und Schwester Therese die Öle ab.

auch in theologischen Fragen andere Ansichten als diese beiden.

Mündige Christen

Man lebte und verbreitete das Ideal eines „mündigen Christseins“ mit dem Anspruch, das Priestertum aller Gläubigen konsequent umzusetzen.³¹ Lange Zeit wurden die Täufer katholischer- wie evangelischerseits diffamiert, ausgegrenzt, verfolgt und verurteilt, ja sogar gefoltert und hingerichtet, durch Brüder und Schwestern im Glauben, die sich alles andere als geschwisterlich verhielten. Heutzutage dürfen wir dankbar sein, dass durch den ökumenischen Aufbruch spätestens seit der Mitte des 20. Jahrhun-

derts eine Heilung von Erinnerungen geschehen ist, die es inzwischen möglich macht, versöhnt miteinander umzugehen und dieses Jubiläum sogar gemeinsam zu feiern.

So hat es auch im Taufverständnis zwischen den täuferischen Kirchen und denen, die eine Säuglingstaufe praktizieren, in den letzten Jahrzehnten erfreuliche Annäherungen gegeben. Durch intensive Dialoge haben beide Seiten besser verstanden, worum es der jeweils anderen geht.

³¹ Zu den Täufern vgl. Astrid von Schlachta, Mündiges und unabhängiges Christsein, in: Publik Forum (3/Februar 2025), 36f.; 500 Jahre Täuferbewegung 1525-2025. Eine Erklärung der Mitgliederversammlung der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) und ein Wort des Ökumenischen Studienausschusses (DÖSTA), entnommen: 500-Jahre-Täufer_WebsitepU8lnY1NhQlha.pdf [April 2025].



Rechte: Bistum Magdeburg

Ölweih-Messe in der Kathedrale St. Sebastian, Magdeburg

Es ist fraglos ein Verdienst der Täuferbewegung, dass sie daran erinnert, die Taufe ernst zu nehmen und Taufe und Glaube in ihrem unlöslichen Zusammenhang zu sehen. Das bedeutet im Falle der Säuglingstaufe, dass diese durch die spätere gläubige Bejahung angeeignet und der mit der Taufe beginnende Initiationsprozess kirchlich begleitet werden muss. Und da gibt es heutzutage – wie wir alle wissen – einige bedenkliche Entwicklungen, die wir nicht schicksalhaft hinnehmen sollten.

Taufe und Firmung erscheinen manchen inzwischen nur als schöne Rituale und schmückendes Beiwerk! Wie könnte es da in Erziehung und Katechese wieder besser gelingen, Kindern und Jugendlichen den christlichen Glauben so nahezubringen, dass er sie tatsächlich existentiell berührt und sie sich überzeugt dazu bekennen? Andererseits ist in täuferischen Kirchen aber auch die Einsicht gewachsen, dass der ausdrückliche Wunsch und die Bestätigung, aus Glaubensgründen getauft zu werden, nicht eine Leistung der betreffenden Person sind, sondern sich selbst ganz dem Wirken Gottes verdanken.

Versöhnte Tauftraditionen

Mit der Entdeckung solcher Einsichten können wir trotz noch verbleibender Unterschiede schon heute einander bereichern und uns wechselseitig zu einem tieferen Verständnis der eigenen Tauftradition anregen. Beeindruckend und herausfordernd bleibt für uns aus der täuferischen Tradition vor allem die Entschlossenheit zur persönlichen Nachfolge Christi und das entschiedene Eintreten für Glaubens- und Gewissensfreiheit.

Vor 60 Jahren endete das Zweite Vatikanische Konzil, das das gemeinsame Priestertum aller Getauften theologisch neu entdeckte. „Durch die Wiedergeburt und Salbung mit dem Heiligen Geist“ – so heißt es da (LG 10,1) – „werden die Getauften zu einem geistigen Bau und einem heiligen Priestertum geweiht [...]“. Alle Getauften haben somit Anteil am priesterlichen, prophetischen und königlichen Amt Christi. In diesem Sinn könnten wir auch die Lesung aus der Offenbarung verstehen (Offb. 1,6): Jesus Christus, „der treue Zeuge, der Erstgeborene der Toten, der Herrscher über die Könige der Erde (hat uns) zu einem Königreich gemacht hat und zu Priestern vor Gott“.

Das aber fordert uns heraus, tatsächlich aus dem Glauben zu leben und als mündige Christinnen und Christen verantwortungsvoll am Auftrag der Kirche mitzuwirken. Denn diese Teilhabe ist eine Zusage an jeden und jede von uns, an den reichen Schatz unserer Erfahrungen und die Fähigkeit, sich schöpferisch einzubringen. „Die Salbung durch den Heiligen Geist“ – so betont es das Abschlussdokument der jüngsten Bischofssynode – „die bei der Taufe empfangen wird (vgl. 1 Joh 2,20.27), befähigt alle Gläubigen, ein Gespür für die Wahrheit des Evangeliums zu haben.“³² Teilhabe meint, diesem Gespür trauen zu dürfen und es in Beziehung zu den eigenen Erfahrungen zu setzen. Eine so verstandene Teilhabe ermutigt, selbst zu gestalten und darin auch sich selbst zu erfahren.

Vielfältig ist das pastorale Wirken in unserem Bistum, durch Priester, Diakone und Ordensleute sowie andere Hauptamtliche. Schon lange wird es durch ehrenamtliches Engagement unterstützt und bereichert, an vielen Stellen auch getragen und lebendig gehalten. Es lebt von der jeweiligen Berufung und Begabung der Menschen, die sich einbringen. Das findet Ausdruck auch darin, dass wir in diesem Jahr zum ersten Mal als Haupt- und Ehrenamtliche die Feier der Weihe der Heiligen Öle bewusst gemeinsam begehen.

Heilsame Öle

Wie wir alle unterschiedlich sind und an unterschiedlichen Orten und in verschiedenen Funktionen in unserem Bistum arbeiten, so sind auch die Öle unterschiedlich und kommen in verschiedenen Kontexten in unserem Bistum zur Anwendung: der Chrisam als Zeichen der Geistgabe bei Taufe, Firmung und Weihe, das Krankenöl zur Stärkung der Kranken, das Katechumenenöl zur Vorbereitung auf den Empfang der Taufe. „Du“ – so heißt es in Psalm 23 – „hast

» *Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht männlich und weiblich; denn ihr alle seid einer in Christus Jesus.“*

mein Haupt mit Öl gesalbt, übertoll ist mein Becher.“ Die Salbung mit dem Öl bringt zum Ausdruck, dass Gott zu uns steht und uns am Leben in Fülle teilhaben lassen will.

Liebe Schwestern und Brüder, von ganzem Herzen danke ich Ihnen für Ihr Glaubenszeugnis und Ihren Einsatz in unserem Bistum. Wagen wir uns, in das Wirken des Geistes, der jedem und jeder von uns in der Taufe geschenkt wurde, Zutrauen zu haben. Lassen Sie uns weiter mit dem uns geschenkten Gespür für die Wahrheit des Evangeliums Kirche und Seelsorge in unserem Bistum gestalten. „Denn“ – so heißt es im Galaterbrief (3,27f.) – „ihr alle, die ihr auf Christus getauft seid, habt Christus angezogen. Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht männlich und weiblich; denn ihr alle seid einer in Christus Jesus.“

³² Abschlussdokument der Bischofssynode 2024, 22.

„Vertrauen, Mut und Zuversicht“³³

Predigt am Ostersonntag 2025

(Apg 10,34a.37-43 / Kol 3,1-4 / Joh 20,1-18)

„Am ersten Tag der Woche kam Maria von Magdala frühmorgens, als es noch dunkel war, zum Grab und sah, dass der Stein vom Grab weggenommen war.“ Das ist die Perspektive, aus der uns der Evangelist Johannes im heutigen Text den Ostermorgen erleben lässt. Die ersten Auswirkungen der Auferstehung Jesu erscheinen alles anderes als tröstlich. Der Stein ist weg. Das Grab ist leer. Maria ist verunsichert und weint. Ähnlich ergeht es – wie im Neuen Testament vielfältig bezeugt – auch allen anderen, die mit diesem Ereignis konfrontiert werden. Angst und Schrecken machen sich breit. Von Hoffnung und Zuversicht kann zunächst keine Rede sein. Gegenwart und Zukunft stehen in Frage. Wie soll es nur weitergehen?

Ist ein solches Gefühl uns nicht auch heute sehr vertraut? Mehr als noch vor einigen Jahren sorgen sich viele Menschen angesichts der zunehmenden Erschütterungen und Turbulenzen in fast allen Bereichen unseres Lebens um die weitere Entwicklung: um Krieg und Frieden, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, Anstand und Würde, soziale Absicherung und gesellschaftlichen Zusammenhalt. Zwar gab es früher auch genügend Probleme, aber nun scheint vieles aus dem Ruder zu laufen und uns maßlos zu überfordern. Die Verunsicherungen sind groß und überall zu spüren.

Populisten schüren Ängste

In dieser Situation haben es Populisten leicht, die Stimmung noch mehr anzuheizen und Menschen aufzuheizen. Das ist sogar ihre Strategie. Mit Begriffen und Parolen wie „Sozialtourismus“, „Deutschland schafft sich ab“ und „Untergang des Abendlandes“ oder „Meinungsdiktatur“, „Explosion der Kriminalität“ und „schwerste Wirtschaftskrise“ knüpfen sie an die Ängste vieler an und verstärken diese noch. „Ja“, – so wollen sie uns glauben lassen – „eure Angst ist berechtigt, Gegenwart und Zukunft sehen düster aus. Nur wir können euch daraus noch erretten.“

Dass verunsicherte Menschen oftmals dazu neigen, für einfache Antworten empfänglich zu sein, hat uns die Geschichte überdeutlich gezeigt. Das erleben wir auch in der Gegenwart, in der auf eine eigentlich komplexe und komplizierte Wirklichkeit immer mehr mit ideologischen Floskeln, mit Abschottung und Nationalismus sowie Abschiebungen und Zöllen reagiert wird.

Demgegenüber ist das, was wir in diesen Tagen feiern, keine einfache Antwort auf das Leben in all seiner Vielschichtigkeit. Ostern ist eine Zumutung, zumal dazu der



Rechte: Bistum Magdeburg

Beginn der Osternachtsfeier vor der Kathedrale St. Sebastian in Magdeburg

Karfreitag und der Karsamstag gehören. Wenn schon für uns die Erzählungen der Passionsgeschichte kaum auszuhalten sind, wie muss es erst für Maria und die Jüngerinnen und Jünger gewesen sein, die bis zur letzten Minute am Kreuz ausgeharrt haben, oder für diejenigen, denen im Moment des Todes Jesu die Augen aufgingen? Und dann ist das Grab leer, und Maria von Magdala, die mit Jesus so lange unterwegs war, erkennt ihn nicht mehr wieder.

Nein, die christliche Botschaft hält keine einfachen Antworten für uns bereit. Und sie bügelt die Zumutungen des Lebens auch nicht einfach glatt. Im Gegenteil. In den Schriften des Alten und Neuen Testaments begegnet uns das Leben in all seinen Facetten und auch jeder denkbare menschliche Tiefpunkt.

Zuversicht durch die Auferstehung

Damit soll aber nicht Angst geschürt, sondern vielmehr Vertrauen darauf geweckt werden, dass jeder Mensch von Gott bedingungslos geliebt wird, eine unverlierbare Würde hat und auf eine nie endende Zukunft hoffen darf. Davon motiviert und bestärkt durch die Botschaft von der Auferstehung Jesu Christi könnten und sollten auch wir nicht zu Unheilspropheten werden und Untergänge heraufbeschwören, sondern den vielfältigen Nöten und Ängsten unserer Zeit Mut und Zuversicht entgegensetzen.

³³ Angeregt durch das Wort des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD): Christliche Perspektiven für unser gesellschaftliches und politisches Miteinander, Hannover 2025.



Rechte: Bistum Magdeburg

Osternacht 2025 in der Kathedrale St. Sebastian

Schließlich braucht die Welt – wie es die Würzburger Synode 1975 treffend zum Ausdruck gebracht hat – „keine Verdopplung ihrer Hoffnungslosigkeit durch Religion; sie braucht und sucht [wenn überhaupt] das Gegengewicht, die Sprengkraft gelebter Hoffnung. Und was wir ihr schulden, ist dies: das Defizit an anschaulich gelebter Hoffnung auszugleichen“.

Was wir an Ostern feiern, ist ein Bekenntnis und ein Aufruf zum Leben – zu einem Leben in Fülle. Ein solches Leben gestaltet sich aber nicht in Abschottung und Ausgrenzung, sondern ist dort, wo es Bewegung gibt, Aufbruch und Begegnung. Auch davon hat das heutige Evangelium einiges zu berichten. Da heißt es ja: Maria von Magdala kommt zum Grab, sie läuft zu den Jüngern, und auch die Jünger

laufen zum Grab, sie beugen sich vor und schauen genauer hin und kehren schließlich nach Hause zurück. Sie sind in Bewegung und in Begegnung: Maria wendet sich zu Jesus um und wird von ihm dazu aufgefordert, zu gehen und die Botschaft von seiner Auferstehung weiterzusagen.

Darin steckt eine unheimliche Dynamik, die auch durch Maria nicht aufgehalten werden kann. „Halte mich nicht fest,“ sagt Jesus zu ihr. Leben ist Bewegung. Liebgewonnenes kann nicht konserviert werden, wie es uns manche weismachen wollen oder nachdrücklich fordern. Leben bringt immer wieder Veränderungen. Ja, und das kann verunsichern. Wir können dem aber auch hoffnungsvoll und mit Zuversicht entgegenblicken – dazu lädt uns die Botschaft von Ostern ein: Die lähmende Angst und der Tod

sind überwunden; sie haben nicht das letzte Wort. Das Ja zum Leben ist stärker als die Angst.

Vertrauen, Mut und Zuversicht aber wachsen langsam und brauchen Zeit. Mehrmals erscheint der Auferstandene seinen Jüngern und Jüngerinnen. Er geht auch mit zweien von ihnen den Weg nach Emmaus und gibt sich dort im Brechen des Brotes noch einmal zu erkennen. Was wirklich trägt, was Halt gibt und Zukunft eröffnet, findet sich also nicht in einfachen Antworten und schnellen Lösungen.

Ostern schenkt Hoffnung

So ereignet sich Ostern auch nicht nur an einem Tag. Wir feiern dieses Geheimnis 50 Tage hindurch über Christi Himmelfahrt bis zu Pfingsten. Und schließlich wird jeder Sonntag als ein kleines Osterfest verstanden, lädt uns die Kirche ein, das ganze Jahr über dem Geheimnis von Tod und Auferstehung ein Stück näherzukommen und in die Hoffnung, die Ostern schenkt, hineinzuwachsen.

„Geh aber zu meinen Brüdern und sag ihnen: Ich gehe hinauf zu meinem Vater und eurem Vater, zu meinem Gott

» Das Ja zum Leben ist stärker als die Angst.«

und zu eurem Gott.“ Das trägt der Auferstandene Maria auf. Geh und erzähle es weiter, verkünde die Osterbotschaft, die der Verunsicherung und Angst eine andere, eine hoffnungsvolle Perspektive entgegenhalten kann.

Lassen wir uns also angesichts der Nöte unserer Zeit nicht lähmen, sondern trauen wir der Botschaft vom Leben, das uns schon jetzt zugesagt ist und einst vollendet werden soll. Die Aussicht darauf, auch beim eigenen Sterben nicht sang- und klanglos im Nichts zu enden, sondern in Gottes Ewigkeit persönlich und gemeinschaftlich eine Zukunft zu haben, entkrampft, befreit und beflügelt. Wer daran glauben kann, wird sich nicht ins private Abseits flüchten oder drängen lassen, sondern vielmehr versuchen, das menschliche Zusammenleben und die Gesellschaft kreativ mitzugestalten.

In diesem Sinn ist Ostern eine freudige Verheißung und ein kraftvoller Impuls zu einem beziehungsreichen Leben, zu Mut, Vertrauen und Zuversicht. Darum lasst uns – wie Maria von Magdala von diesem Geheimnis berührt und erfüllt – voller Freude bekennen und in den Osterjubel der Kirche auf der ganzen Welt einstimmen: „Der Herr ist auferstanden – er ist wahrhaftig auferstanden, Halleluja!“

„Pilger der Hoffnung“

Nachruf zum Tod von Papst Franziskus am 21. April 2025



Quelle: Maximilian von Lachner, Rechte: Deutsche Bischofskonferenz

Papst Franziskus

„Pilger der Hoffnung“, treffender als es dieses Leitwort des Heiligen Jahres 2025 zum Ausdruck bringt, kann man Papst Franziskus kaum beschreiben. Inmitten aller Verwerfungen und Nöte unserer Zeit hat er sich nicht lähmen lassen, sondern immer wieder die Dinge beim Namen genannt und versucht, das Evangelium menschennah und mutmachend, unkonventionell und leidenschaftlich zu verkünden. Er war Seelsorger durch und durch, vielen dadurch sogar unbequem, kein Ideologe oder Funktionär.

Er hat den ungebändigten Kapitalismus und Wirtschaftsliberalismus kritisiert, den unverantwortlichen Umgang mit der ganzen Schöpfung, allen Krieg und jeglichen Extremismus, aber auch den innerkirchlichen Klerikalismus und überzogenen Traditionalismus. Sein Herz schlug für die Armen und Gefangenen, die Flüchtlinge und die Migranten. Für sie hat er sich immer wieder auch gegenüber den Politikern und anderen Machthabern eingesetzt. Barmherzigkeit war nicht nur ein Leitwort für ihn, sondern auch seine persönliche Grundhaltung. Darum hat er alle Christen ermutigt, an die Ränder der Gesellschaft zu gehen und sich auch der Unvollkommenheit der Kirche bewusst zu sein, die nicht nur heilig, sondern auch „zerbeult“ ist, weniger ein „Haus voll Glorie“ als ein „Feldlazarett“.



Bischof Gerhard Feige traf Papst Franziskus mehrere Male, hier 2021.

Er brachte Synodalität und Erneuerung

Seit er 2013 als erster Lateinamerikaner Papst geworden war, kam wieder viel Bewegung in die Kirche und konnte seitdem auch über „heiße Themen“ geredet werden. Die Folge davon war freilich, dass sich „die Geister schieden“ und auch Widerstand gegen ihn aufkam. Auch wenn er manche drängenden Reformanliegen nicht so vorantrieb, wie viele es erwarteten, so kann man es doch gewissermaßen als sein Verdienst ansehen, die katholische Kirche

» *Sein Herz schlug für die Armen und Gefangenen, die Flüchtlinge und die Migranten.«*

auf einen unumkehrbaren Weg zu mehr Synodalität und Erneuerung gebracht zu haben. Während seines Pontifikats hat sich der Schwerpunkt unserer Kirche – auch an den Kardinalserhebungen und den zahlreichen Reisen zu erkennen – deutlich von Europa weg verlagert.

Ich selbst bin ihm relativ häufig begegnet, zumeist in ökumenischen Zusammenhängen, zweimal davon auch bei unseren eindrucksvollen katholisch-evangelischen Pilgerreisen mit vorwiegend Jugendlichen aus Mitteldeutschland unter dem Motto: „Mit Luther zum Papst“. Gern wäre Papst Franziskus noch in diesem Jahr in die Türkei gereist, um sich anlässlich des 1700-jährigen Jubiläums des Konzils von Nizäa mit dem Ökumenischen Patriarchen Bartholomaios und anderen Kirchenführern zu treffen. Als Kirchen gemeinsam das Evangelium zu bezeugen und zu einer noch größeren Einheit zu gelangen, aber sich auch mit den Vertretern der anderen Religionen zu verständigen, hat ihn zutiefst bewegt.

Möge er nun – symbolträchtig einen Tag nach dem Fest der Auferstehung unseres Herrn Jesus Christus verstorben – das schauen, woran er geglaubt hat, und seine Vollendung in der Herrlichkeit Gottes finden.

Für wen halten die Menschen den Menschensohn?

Predigt beim Ökumenischen Gottesdienst am 28. April 2025
anlässlich 1700 Jahre Konzil von Nizäa (Mt 16 13-16)

„Für wen halten die Menschen den Menschensohn?“ So fragt Jesus seine Jünger, als er einmal mit ihnen im Gebiet von Cäsarea Philippi unterwegs ist, und bekommt die Antwort: „Die einen für Johannes den Täufer, andere für Elia, wieder andere für Jeremia oder für sonst einen Propheten.“ Das ist das, was „man“ damals in dieser Gegend meinte.

Und wie würden heutzutage unsere Zeitgenossen auf eine solche Frage reagieren? Einige Altmarxisten würden vielleicht immer noch bestreiten, dass Jesus überhaupt gelebt hat; für sie ist er nach wie vor eine christliche Erfindung, ein ausgedachter Mythos. Viele halten ihn für eine wichtige historische Person oder für einen vorbildlichen und beeindruckenden Menschen. Andere sehen ihn als gescheiterten Revolutionär oder zeitgenössischen Wunderheiler an. Wieder andere ordnen ihn den Religionsstiftern wie Mohammed, Buddha und Konfuzius bei. Und schließlich meinen manche in jüngster Zeit, ihn als Werbeträger missbrauchen oder sich in Karikaturen über ihn lustig machen zu können. Bei dieser Bestandsaufnahme einer Meinungsvielfalt könnte man es belassen.

Aber schon im Evangelium fragt Jesus weiter: „Ihr aber, für wen haltet ihr mich?“, und Petrus antwortet für alle: „Du

bist der Messias, der Sohn des lebendigen Gottes.“ „Ihr aber, für wen haltet ihr mich?“ So direkt könnte Jesus auch uns fragen. Und dann müssten wir ebenfalls Farbe bekennen. Ist dieser Jesus Christus für uns – oder noch konkreter: für mich – mehr als für die anderen, einzigartig, von existentieller und universeller Bedeutung ohnegleichen?

Gleichen Wesens mit dem Vater

Seit ihren Anfängen ringt die Kirche mit dieser Frage. Mit dem Konzil von Nizäa vor 1700 Jahren hatte die Auseinandersetzung darin einen ersten Höhepunkt erreicht. Speziell ging es darum, in welchem Verhältnis Jesus zu Gott steht. Anlass zu dieser Frage war die vom Mittelplatonismus beeinflusste Lehre des Arius, der zufolge Jesus ein bloßes Mittlerwesen zwischen Gott und der Welt war. Demgegenüber hielt das Konzil, geleitet von der Überzeugung, dass nur Gott uns erlösen kann, an der Göttlichkeit Jesu fest und brachte es auf den Punkt: er sei „wahrer Gott von wahren Gott, gezeugt, nicht geschaffen, gleichen Wesens (homoousios) mit dem Vater“. Zugleich bestätigte es die Menschlichkeit Jesu aufgrund der Überzeugung: Nur wenn er ganz Mensch geworden ist, ist die Menschheit von Gott angenommen und erlöst.



An Gottesdienst und Pilgerweg wirkten mit: der griechisch-orthodoxe Bischof Emmanuel von Christoupolis (l.), der evangelische Landesbischof Friedrich Kramer (3.v.l.), Bischof Gerhard Feige sowie Vertreterinnen und Vertreter weiterer christlicher Kirchen aus der Region.

Damit waren wichtige Leitplanken für das Verständnis Jesu und seiner Person gesetzt. Gleichzeitig gingen die Diskussionen mit Abschluss des Konzils jedoch weiter – oder fingen erst richtig an. Dennoch blieb seine Entscheidung für die Ökumene bis heute bedeutsam, denn fast alle christlichen Kirchen halten trotz unterschiedlicher Interpretationen am Glaubensbekenntnis von Nizäa als gemeinsamen Bezugspunkt fest. Die Erinnerung an dieses erste ökumenische Konzil zeigt auch, „dass Streitfragen nicht in Spaltungen einmünden müssen, sondern synodal geklärt werden können.“³⁴

Christentum ohne Christus?

„Ihr aber, für wen haltet ihr mich?“ Das war zur Zeit des Konzils nicht nur die Frage von Bischöfen und Kirchenvertretern. Auch die Marktfrauen in Konstantinopel – heißt es – haben sich leidenschaftlich darum auseinandergesetzt und sogar gegenseitig die Fische um die Ohren gehauen. Heute hingegen scheint für viele ein „Christentum ohne Christus“³⁵ möglich zu sein. Die jüngste Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung vermittelt jedenfalls einen Einblick in diese Entwicklung. Danach sollen wohl nur etwa ein Drittel

der evangelischen und katholischen Kirchenmitglieder der Aussage zustimmen: „Ich glaube, dass es einen Gott gibt, der sich in Jesus Christus zu erkennen gegeben hat.“ Es kann uns vielleicht egal sein, dass sich Menschen von der Kirche abwenden, aber es kann uns nicht egal sein, dass sich selbst Getaufte von Jesus Christus abwenden.³⁶

Als Christinnen und Christen glauben wir, dass in Jesu Christus die Fülle der Zeit erschienen ist, wir betrachten von ihm her und auf ihn hin das Ganze der Wirklichkeit, und versuchen, nach seinen Maßstäben zu leben. Deshalb ist das Christentum nicht in erster Linie eine Summe von Lehren und Geboten, Institutionen und Strukturen, sondern lebendige Gemeinschaft mit diesem Jesus Christus. Die Frage Jesu gilt deshalb immer wieder auch uns: „Ihr aber, für wen haltet ihr mich?“ Möge jeder und jede Einzelne von uns wie Petrus darauf mit voller Überzeugung und aus ganzem Herzen sagen können: „Du bist der Messias, der Sohn des lebendigen Gottes.“

³⁴ Jan-Heiner Tück, Gottessohn? 1700 Jahre Nizäa, in: Communio Heft 4/2024.

³⁵ Ebd.

³⁶ Aus einem Vortrag von Pater Körner anlässlich des Dies pastoralis 2025.

„Ich bin voller Hoffnung, dass der eingeschlagene Weg der Kirche gut weitergeht.“

Statement zur Wahl von Papst Leo XIV. am 8. Mai 2025

Für mich ist Leo XIV. der siebte Papst in meinem Leben, und jeder neue war eine Überraschung mit einem besonderen Profil und einer eigenen Ausstrahlung. Immer zeigte sich auch Kontinuität und Erneuerung.

Ich bin erfreut, dass die Wahl so schnell gegangen ist. Das zeigt doch wohl eine große Übereinstimmung der meisten Kardinäle.

Mir hat bei seinem Erscheinen auf der Loggia mehreres imponiert: einmal sein Gruß „Der Friede sei mit euch!“, dann aber auch das Zitat des Gründers seines Ordens, Augustinus: „Mit euch bin ich Christ, für euch bin ich Bischof“. Das weist darauf hin, dass er in der Linie von Papst Franziskus weiter wirken wird. Außerdem hat er von einer synodalen Kirche gesprochen und von Barmherzigkeit – alles Begriffe, die für Papst Franziskus enorm wichtig waren.

Und wenn ich auf seinen Namen schaue und seinen Vorgänger Leo XIII. betrachte, dann ist dieser Papst als „Arbeiterpapst“ und „der Soziale“ in die Geschichte eingegangen. Er war ein politischer Papst und hat sich darum bemüht, die Kirche aus ihrer selbstgewählten Isolation gegenüber den neuzeitlichen gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen herauszuführen, also gewissermaßen die Kirche mit der Kultur zu versöhnen.

Von daher bin ich voller Hoffnung, dass mit ihm der eingeschlagene Weg der Kirche gut weitergeht. Beten wir gemeinsam für Papst Leo XIV. um die dafür nötige Kraft und den Segen Gottes.



Begrüßung zur Sitzung des Synodalen Ausschusses

in Magdeburg am 9. Mai 2025

Als katholischer Ortsbischof freue ich mich, dass der Synodale Ausschuss seine vierte Sitzung nach Magdeburg einberufen hat und heiße Sie alle in unserer Stadt und unserem Bistum herzlich willkommen. Zugleich bitte ich um Verständnis, dass ich nur heute dabei sein kann, weil für morgen schon seit längerer Zeit die Weihe von zwei Diakonen in Halle in meinem Terminkalender steht.

Geschichtliche Einblicke

Das Bistum Magdeburg, dessen Bischof ich seit 2005 bin, ist eines der jüngsten Bistümer in Deutschland und wurde erst 1994 gegründet. Die Geschichte des christlichen Glaubens in der Region reicht allerdings bis ins 8. Jahrhundert zurück. Besonders bedeutsam war für uns, dass 968 das Erzbistum Magdeburg errichtet wurde, eine Fülle von romanischen und gotischen Kirchen entstanden und große Persönlichkeiten hier gelebt haben, von denen viele bis heute als Heilige verehrt werden. In unserem Gebiet wurde auch Martin Luther geboren und zum Reformator, hier starb er. Infolge der Reformation gingen das Erzbistum und alle seine Suffragane im 16. Jahrhundert unter.

Der katholische Glaube verschwand aber nicht ganz. Zunehmend wurde es für die katholischen Gläubigen hierzulande typisch, eine Kirche der Zugewanderten, Vertriebenen und Flüchtlinge zu bilden. Wirtschaftliche und politische Entwicklungen beförderten das oder beeinträchtigten es wieder. Von 1821 an gehörte unser Gebiet jurisdiktionell zum Bistum und dann Erzbistum Paderborn; nach dem Mauerbau 1961 wurden wir zu DDR-Zeiten notgedrungen immer eigenständiger, waren aber auch weiterhin auf westdeutsche Hilfen angewiesen. Eine enorme Umstellung bedeutete es, nach der friedlichen Revolution und der Wiedervereinigung Deutschlands sich auf die neuen Verhältnisse einzustellen und sich in ihnen zurechtzufinden.

Flächenmäßig sind wir das viertgrößte aller deutschen Bistümer, mit etwa 70.000 Kirchenmitgliedern – darunter erfreulicherweise inzwischen an die 10.000 ausländischer Herkunft – jedoch das zweitkleinste. Und das ist eine unserer wesentlichen Herausforderungen: als relativ wenige Katholikinnen und Katholiken über ein weites Gebiet verteilt zu sein und in der Gesamtbevölkerung nur etwa 3,4 % auszumachen. Weitere maximal 10 % sind evangelisch und folglich über 85 % konfessionslos. Schon lange ist die Ent-



Quelle: Ewelina Sowa, Rechte: Deutsche Bischofskonferenz

Der Synodale Ausschuss tagte bei seiner vierten Sitzung in Magdeburg.

kirchlichung in unserer Region radikal vorangeschritten, spricht man von „forcierter Säkularität“ oder „ererbter Gottlosigkeit“ und hält die meisten Mitbürgerinnen und Mitbürger für „religionsresistent“ oder „gottlos glücklich“.

Einladend, offen, dialogbereit

Sich auf eine solche Befindlichkeit einzustellen, erfordert eine große Offenheit und einen langen Atem, viel Mut und Fantasie, aber auch Mittel und Möglichkeiten, um das zu sein, was wir sein wollen: „eine Kirche, die sich nicht selbst genügt, sondern die allen Menschen Anteil an der Hoffnung gibt, die uns in Jesus Christus geschenkt ist [...]. Deshalb“ – so haben wir es 2004 formuliert – „nehmen wir die Herausforderung an, in unserer Diasporasituation eine missionarische Kirche zu sein. Einladend, offen und dialogbereit gehen wir in die Zukunft.“

Wie sich diese aber gestalten wird oder durch uns gestaltet werden kann, ist in vielem ungewiss. Große Sorgen bereitet uns derzeit auch die gesellschaftliche und politische Entwicklung, zumal wir im nächsten Jahr Landtagswahlen haben. Bei der Bundestagswahl kam die AfD in Sachsen-

Anhalt jedenfalls auf 37 % und das BSW auf 11 %, die CDU hingegen nur auf 19 % und SPD und Linke auf je 11 %.

Ungleich vereinte Bistümer

Zudem empfinden wir uns kirchlicherseits – ähnlich wie der Titel eines das Verhältnis von Ost- und Westdeutschland erhellenden Buches von Steffen Mau es zum Ausdruck bringt – als „ungleich vereint“. Das sage ich nicht vorwurfsvoll, werbe aber dafür, noch bewusster zur Kenntnis zu nehmen, dass die Bistümer insgesamt – personell, finanziell, strukturell und kontextuell – sehr verschieden sind. Ob die Verwaltungsbehörde eines Bistums mehrere hundert Mitarbeitende hat oder – wie wir in Magdeburg – nur etwa 40, ist nicht unerheblich. Auf der Ebene der Pfarreien – z.B. was Kirchenmusik oder Sakristei-Dienste betrifft, zunehmend aber auch Leitungsaufgaben – läuft überhaupt vieles nur ehren- oder nebenamtlich. Von allen Bistümern und Pfarreien als Körperschaften öffentlichen und kirchlichen Rechts müssen jedoch in verschiedenen Bereichen dieselben Standards garantiert werden, und die betreffenden Herausforderungen nehmen – auch infolge mancher Beschlüsse des Synodalen Wegs – noch zu. Da

» Als Bistum Magdeburg sind wir nicht der ‚Nabel der Welt‘, aber auch nicht nur ein ‚Anhängsel‘ der katholischen Kirche in Deutschland.«



Quelle: Ewelina Sowa, Rechte: Deutsche Bischofskonferenz

v.l.: Irme Stetter-Karp, Präsidentin des Synodalen Weges und des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK), Bischof Dr. Georg Bätzing, Präsident des Synodalen Weges und Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz (DBK) und DBK-Pressereferentin Daniela Elpers

kann man als Bischof von Magdeburg schon zu der Meinung kommen, in einer anderen Liga zu spielen, oder darüber staunen, wie es weltkirchlich anderswo – wie jüngst in Lettland – möglich ist, mit nur 6.000 – 10.000 Gläubigen ein neues Bistum zu gründen.

Als Bistum Magdeburg sind wir nicht der „Nabel der Welt“, aber auch nicht nur ein „Anhängsel“ der katholischen Kirche in Deutschland. Ich bin sehr dankbar für alle Unterstützung, die wir immer wieder erfahren haben und erfahren, wünschte mir aber ein noch größeres Interesse an unseren besonderen Herausforderungen und der Zukunft der katholischen Kirche in Ostdeutschland. Ich bin davon überzeugt, dass wir dafür eine gemeinsame Verantwortung haben und auch die synodalen Überlegungen dem dienen sollten.

Geistlicher Impuls zum Thema „Diaspora“

Es war während meiner Schulzeit. Da wurde ich zusammen mit einigen anderen Kindern aus unserer Pfarrei einmal für ein paar Wochen ins katholische Eichsfeld verschickt. Jeder bzw. jede von uns kam in eine andere Familie. Es war eine wunderschöne Zeit: die ländliche Idylle, das mensch-

liche Miteinander, das kirchliche Leben – alle im Dorf außer dem Polizisten waren ja katholisch. Gelegentlich aber kam meine Gastfamilie auch auf meine Herkunftssituation in Halle an der Saale zu sprechen. Dabei wurde ein Begriff verwendet, den ich damals noch nicht kannte: Diaspora. Und das klang so, als ob ich – was meinem Empfinden durchaus nicht entsprach – aus einem Katastrophengebiet käme. Noch heute halten viele Diaspora-Verhältnisse für ein Missgeschick oder Unglücksfall der Kirchengeschichte, für eine Fehlform des Katholischen, für unnormal, schrecklich, bedauernswert.

Am Anfang des Christentums war dies freilich noch anders. So richtet sich der erste Petrusbrief z.B. ausdrücklich „an die Auserwählten, die als Fremde [...] in der Zerstreuung (= Diaspora) leben“ (1,1). Und selbst nach der sogenannten Konstantinischen Wende, infolge derer das Christentum im 4. Jahrhundert zunächst toleriert, dann begünstigt und schließlich zur Staatsreligion erklärt wurde, prägte das antike Heidentum vielerorts noch lange das gesellschaftliche und private Leben. Und auch später – bis in unsere Tage hinein – gehörte und gehört es in vielen Regionen der Welt zum üblichen Schicksal der Christen und Christinnen, als kleinere oder größere Gemeinschaften inmitten anderer Religionen oder Weltanschauungen zu leben. Auch in Mittel- oder Ostdeutschland ist uns katholischerseits das schon seit der Reformation vertraut: zunächst als Minderheit in einem evangelisch geprägten Umfeld und dann zunehmend mit den anderen Christinnen und Christen zusammen in einer immer säkularer werdenden Situation.

Diaspora als „Normalfall“

Erfahren inzwischen nicht – auch in noch volkkirchlich geprägten Landstrichen – viele Gläubige, wie sie selbst in der eigenen Familie, im Freundeskreis oder am Arbeitsplatz immer mehr zu Außenseitern werden? Wer Gottes Ruf ernst nimmt, wird den anderen fast immer irgendwie fremd und ist in seiner Umgebung nicht mehr ganz zu Hause. Diaspora erscheint somit von Anfang an und heutzutage erst recht als der eigentliche „Normalfall“ von Christentum.

„Normalfall“ bedeutet aber nicht unbedingt romantische Idylle. Eine solche Situation kann zweifellos sehr belastend sein und birgt manche Gefahren. Wie schnell können Gläubige sich dabei der Umgebung anpassen und ihre Identität aufgeben. Zugleich hat eine Diasporasituation aber auch ihre Chancen. Herausgefordert durch die Gleichgültigkeit oder die Kritik des gesellschaftlichen Umfeldes, durch manche moderne Entwicklung oder das Verhalten der eigenen Kinder und Enkel kann der persönliche Glaube sogar wachsen und reifen, kann Kirche dadurch lebendiger und überzeugender werden.

Zur Besinnung:

- Wie erlebe ich mich als Christ oder Christin in meinem gesellschaftlichen, kirchlichen und persönlichen Lebensumfeld?
- Empfinde ich meine Situation eher als eine Last oder auch als eine Chance?
- Was tröstet oder ermutigt mich dabei?
- Worin sehe ich meine Berufung und Sendung?

Schon 1954 beschrieb Karl Rahner die Diasporasituation als ein „heilsgeschichtliches Muss“. Diese sei „nicht nur als leider Gottes bestehend festzustellen“, man solle sie viel-

mehr „als von Gott [...] gewollt anerkennen und daraus unbefangenen Konsequenzen ziehen“. Wir hätten „das Recht, ja fast die Pflicht, damit zu rechnen und nicht nur verstört zur Kenntnis zu nehmen, dass die Form des öffentlichen Daseins der Kirche sich wandelt“, dass Kirche überall Diasporakirche wird, von Gott in die Welt zerstreut, unter viele Nichtchristen.

Zehn Jahre später – 1964 – heißt es dann in der dogmatischen Konstitution über die Kirche „Lumen gentium“ (26): „In diesen Gemeinden ist, auch wenn sie oft klein und arm sind oder in der Diaspora leben, Christus selbst präsent.“ Damit – so kommentiert Rahner – ist die Kirche auch in ihren kleinen und armen Versammlungen ein sichtbares Zeichen für jene unsichtbare Gnade Gottes, die auch außerhalb der Kirchenmauern wirkt. Gott mache auch durch solche Gemeinden deutlich: „Hier in dieser Welt bin ich und bleibe ich mit meiner Gnade [...]“

Für Andere Christ sein

Darüber hinaus ist noch eine andere Einsicht sehr hilfreich. Theologisch angeregt durch Josef Ratzinger formuliert die Dresdner Pastoralynode 1974 in ihrem Beschluss „Glaube heute“ dazu folgendes: „Wenn wir uns als kleine Gemeinde erleben, hilft uns der Glaube an die Bedeutung des EINEN für alle, einzelner für viele, kleiner Gemeinschaften für große Gebiete [...]“ Die Gemeinden – so heißt es weiter – werden „ihrer Situation erst dann gerecht, wenn sie sich nicht abschließen, sondern in Austausch mit anderen stehen, mit ihnen Mensch und für sie Christ sind. Für unser Selbstverständnis in der Diaspora ist der Begriff Stellvertretung von großer Bedeutung.“

„Wir sind Gottes Zeugen hier und heute“ – so haben wir es schließlich in unseren Magdeburger „Zukunftsbildern“ formuliert, keinesfalls – davon bin ich fest überzeugt – ein Missgeschick oder Unglücksfall der Kirchengeschichte, auch keine „Fehlform“ des Katholischen. In Sendung und Stellvertretung sehen wir unseren Dienst für die Welt. Aus dieser Perspektive heraus können wir auch sagen: „Als schöpferische Minderheit setzen wir in ökumenischem Geist seinen Auftrag um und kooperieren dabei auch mit anderen Partnern in der Gesellschaft. Wir genügen uns dabei nicht selbst, sondern geben missionarisch allen Menschen Anteil an der Hoffnung, die uns in Jesus Christus geschenkt ist.“

Mag es inzwischen immer mehr von uns manchmal schmerzen und verunsichern, dass unsere Gemeinden kleiner werden und die christliche Botschaft in unserem Umfeld anscheinend nur wenige erreicht, Gott wird sich schon etwas dabei denken, uns eine solche Situation zuzumuten. Jede Zeit ist Bewährungszeit, jede Zeit ist aber auch Heilszeit. „Deshalb“ – so heißt es im ersten Petrusbrief (1,5-7) – „seid [...] voll Freude, obwohl ihr jetzt vielleicht kurze Zeit unter mancherlei Prüfungen leiden müsst. Dadurch soll sich euer Glaube bewähren, und es wird sich zeigen, dass er wertvoller ist als Gold.“ Und Paulus gibt uns in seinem Brief an die Römer (12,12) mit auf den Weg: „Seid fröhlich in der Hoffnung, geduldig in der Bedrängnis, beharrlich im Gebet.“ Möge es uns als Christinnen und Christen hierzulande auch weiterhin gelingen, in dieser Haltung zu leben und so für unsere Mitmenschen ein ermutigendes und glaubwürdiges Zeichen der Gnade Gottes zu sein.

Sehen, hinsehen und dienen

Predigt bei der Diakonenweihe von Holger Kwak und Markus Jäckel am 10. Mai 2025 (1 Joh 4,7-16a / Mt 25,31-40)

Wofür ist Kirche zuständig und in welchen Bereichen kann oder soll sie sich raushalten? Darüber wird aktuell viel diskutiert. Darf sie politisch sein und sich gesellschaftlich einmischen oder gehört ihr Wirken ausschließlich in den Bereich des Spirituellen, ist sie lediglich Gesprächspartnerin bei Fragen um Leben und Tod, spendet nur Trost und gibt Zeugnis von der Hoffnung?

Beides – die politisch-gesellschaftliche Dimension und die geistlich-leibliche Sorge um den Menschen – sind nicht voneinander zu trennen. Schließlich geht es bei fast allen Themen immer auch um die Gestaltung von menschlichem Leben und menschlichem Zusammenleben, oft auch um menschliches Überleben. Darum muss die Kirche ihre Stimme erheben und selbst auch tätig werden. Den Menschen in seinen Sorgen und Nöten sehen, genau hinsehen, ist ihre ureigene Aufgabe.

„Angesichts der Überflutung mit Bildern, [...] denen wir in der visuellen Kultur heute ausgesetzt sind, wird das bewusste Sehen und Hinsehen [allerdings] zur Herausforderung.“³⁷ Sie, lieber Herr Jäckel und lieber Herr Kwak, lassen sich mit dem Dienst, zu dem Sie heute geweiht werden, dazu herausfordern, genau hinzusehen, um ein Zwei-

faches wahrzunehmen und zu bezeugen: den Menschen und Christus in den Menschen.

Liebe als Ausgangspunkt

Der Ausgangspunkt und die Mitte dieses Dienstes ist die Liebe. In der Lesung aus dem 1. Johannesbrief (4,16) haben wir dazu gehört: „Wir haben die Liebe, die Gott zu uns hat, erkannt und gläubig angenommen.“ Die Liebe gläubig annehmen, „so kann“ – schreibt Papst Benedikt in seiner Enzyklika Deus caritas est (5) – „der Christ den Grundentscheid seines Lebens ausdrücken. Am Anfang des Christseins steht nicht ein ethischer Entschluss oder eine große Idee, sondern die Begegnung mit einem Ereignis, mit einer Person, die unserem Leben einen neuen Horizont und damit seine entscheidende Richtung gibt.“ Am Anfang auch Ihres Weges, Ihrer Berufung, stand und steht eine solche Begegnung: ganz wesentlich und prägend sicher die Begegnung mit Menschen, aber vor allem auch

³⁷ Paul Deselaers, Art. Barmherzigkeit. Herzenssache Gottes, in: 42 große Wörter. Schlüssel zur Botschaft der Bibel, hrsg. von E. Ballhorn/G. Steins/R. Wildgruber/U. Zwingenberger, München 2024, 30-38, hier 38.



Quelle/Rechte: Theresa Kwak

Holger Kwak (l.) und Markus Jäckel wurden am 10. Mai 2025 zu Diakonen geweiht.

die Begegnung mit Jesus Christus. Sein Leben und sein Beispiel hat Sie dazu bewegt, sich neu zu orientieren und sich als Diakone in seinen Dienst zu begeben.

Jesus lebte Selbsthingabe

Worin besteht dieser Dienst? An Jesus Christus selbst lässt er sich ablesen. Sein Weg war alles andere als ein triumphaler Machterweis. Statt Selbstbehauptung lebte er Selbsthingabe. Er ließ sich nicht bedienen und wollte erst recht nicht verdienen – er diente. Er wusch den anderen nicht den Kopf, sondern die Füße. Er hat diejenigen ins Zentrum seines Handelns und ins Zentrum seiner Rede von Gott gestellt, die in den Augen der Gesellschaft nichts wert waren. Er hat die Marktplätze und die strategisch wichtigen Punkte dieser Welt verschmäht und blieb bei den armen und unbedeutenden Randsiedlern stehen. Ein einzelner Blinder oder Lahmer, eine einzelne kranke Frau,

ein einzelner Zöllner haben ihn mehr interessiert als eine Audienz mit den „Großen“ und Mächtigen seiner Zeit. Er hat keinen abgeschrieben, sondern viele herausgefordert, mit der Liebe Gottes in Berührung gebracht und zum Leben ermutigt.

Damit sind durch Jesus Maßstäbe gesetzt worden, an denen sich unser Leben und Handeln orientieren muss. Damit sind durch Jesus Maßstäbe gesetzt worden, die das heutige Evangelium unterstreicht und verdeutlicht. Danach wird auch unser Leben beurteilt. Wie verhältst du dich deinem Nächsten und deiner Nächsten gegenüber? – ist deshalb die entscheidende Frage. Nimmst du die Armen und Schwachen wahr und kümmerst du dich um die Geringsten? Und handelst du auch, statt nur Gefühle zu hegen oder Willensbekundungen abzugeben? Letztendlich zählt, was wir für unsere Schwestern und Brüder getan haben.

» ... ich interessiere mich für dich.«

Der Dienst des Diakons macht deutlich, dass es darauf ankommt. Es wird uns sozusagen zeichenhaft vor Augen gestellt, was alle angeht: im Geist Jesu Christi den Menschen zu dienen. So heißt es z.B. im Handbuch der Pastoraltheologie von 1972, dass bei aller Vielfalt der Dienste ein Diakon hauptsächlich beauftragt sei, [...] „für Randgruppen ... dazusein; in Solidarität mit den Beladenen zu arbeiten; psychisch und physisch Vereinsamten mitmenschliche Beziehungen zu vermitteln.“

Hungernde, Fremde, Kranke

Und noch ein weiteres verdeutlicht der Dienst des Diakons. Er weist darauf hin, dass Jesus Christus nicht nur in der Gestalt von Brot und Wein unter uns anwesend ist, sondern auch in den Menschen, die in Not sind. In der Begegnung mit ihnen begegnet uns Christus selbst und konfrontiert uns mit der Frage, ob wir in den Hungernden, Fremden und Kranken auch ihn erkannt und angenommen haben.

Diese doppelte Zeichenhaftigkeit des diakonischen Amtes – wie Jesus Christus zu dienen, ihn gleichsam aber auch in den Menschen an den Rändern der Gesellschaft zu suchen und zu finden – verweist auf das Zentrum unseres Auftrages als Kirche in der Welt von heute.

Wie aber könnten solche Werke der Barmherzigkeit, wie sie im Evangelium beschrieben werden, heute konkret aussehen? Im Bistum Erfurt wurden dazu einmal Anregun-

gen erfasst, die auch unsere Fantasie und unser diakonisches Handeln anregen könnten.

Barmherzig sei – so hieß es da – einem Menschen sagen: Du gehörst dazu – einem Ausgegrenzten, einem Versager, einem angeblich Hässlichen, einem Behinderten, einem Arbeitslosen, einem Ausländer, einem Älteren.

Barmherzig sei, wenn jemand erklärt: Ich höre dir zu. Wie viele sehnen sich doch danach, nicht nur Selbstgespräche führen zu müssen! Nicht ohne Grund sind Arztpraxen überlaufen, und auch Rechtsanwälte können davon berichten, wie sehr Menschen nicht nur behandelt oder beraten, sondern noch mehr angehört werden wollen.

Barmherzig sei, wenn sich jemand bewusst vornimmt: Ich rede gut über dich. Wie oft wird vielmehr Kritik geübt – direkt oder hinter dem Rücken, wird an jemandem kein gutes Haar mehr gelassen und sein Ruf in den Dreck gezogen.

Helfen, teilen, integrieren

Barmherzig sei es auch, mit jemandem ein Stück mitzugehen, ihn zu stützen, Ängste zu überwinden und Krisen zu überstehen, ihm Wege und Möglichkeiten aufzuzeigen und zu helfen, wieder Fuß zu fassen.

Barmherzig sei es, mit anderen zu teilen: materielle und geistige Güter, Freud und Leid. Wie sagt doch auch der



Quelle/Rechte: Theresa Kwak

Diakonenweihe am 10. Mai 2025 in St. Franziskus und St. Elisabeth Halle (Saale)

Volksmund: Geteilte Freude ist doppelte Freude und geteiltes Leid ist halbes Leid.

Barmherzig sei es weiterhin, jemanden zu besuchen: in der Einraumwohnung, im Krankenhaus, in der Seniorenresidenz oder im Gefängnis; ihm zu signalisieren: Du bist mir nicht gleichgültig, ich interessiere mich für dich.

Und schließlich sei es auch barmherzig, jemandem die Gewissheit zu vermitteln: Ich bete für dich.

In jeder dieser Umschreibungen steckt die Möglichkeit, unserem menschlichen Miteinander ein liebenswürdiges Gesicht zu geben. In solchen Werken der Barmherzigkeit wird besonders auch greifbar, wozu Diakone ganz wesentlich berufen sind und gesendet werden.

Liebe Weihekandidaten, Sie haben sich von Jesu Ruf ansprechen lassen und sind bereit, sich von der Kirche in den Dienst nehmen zu lassen. Neues liegt vor Ihnen. Sie dürfen jedoch darauf vertrauen, dass der, der Sie berufen hat, treu an Ihrer Seite bleibt – auch in schwierigen Momenten und Zeiten. Mögen Sie von Jesu Ruf auf immer ein „Gezeichneter“ im guten Sinne des Wortes bleiben und so zum Segen für viele werden. Mögen Sie daran wachsen und die Freude nicht verlieren.

Von guten Hirten und dem Hören auf Gottes Wort

Predigt zu 25 Jahre Kloster Mühlberg am 11. Mai 2025
(Apg 13,14.43b-52 / Joh 10,27-30)

Von einem zeitgenössischen Nichtchristen stammt das bittere Wort: „Es gibt zwei Arten von Hirten: diejenigen, die sich für die Wolle interessieren, und diejenigen, die sich für das Fleisch interessieren. Keiner interessiert sich für die Schafe.“ Diese Einschätzung passt gut in unsere Welt, in der Nutzen und Gewinn eine entscheidende Rolle spielen. Für viele hat das Hirtenbild seine Romantik verloren und ist keine Idealvorstellung mehr. Es gehört einer patriarchalischen Lebensform an, die heute weitgehend abgelehnt wird. Wer will noch Schaf sein oder zu einer Herde gehören? Wer will noch bevormundet, gegängelt oder ausgenutzt werden? Und doch halten viele nach jemandem Ausschau, an den sie sich anlehnen können, der sich für sie interessiert, Orientierung und Halt gibt, Mut macht und tröstet.

Wenn Jesus in seinen Gleichnissen und Reden vom Hirten und seinen Schafen spricht, dann greift er damit nicht nur ein vertrautes Bild aus dem Leben der Menschen seiner Zeit auf, sondern kann sich dabei auch auf die Schriften des Alten Testaments berufen. Darin wurden Mose und David oder andere verheißene Führer des Volkes als solche angesehen, aber auch verantwortungslose Könige und Richter so bezeichnet. Von guten und schlechten Hirten

war dabei die Rede. Vielfach wurde das Hirtenbild unmittelbar auf Gott bezogen. Im Neuen Testament ist der gute Hirte schließlich eine der verbreitetsten Bezeichnungen für Jesus Christus, in der christlichen Kunst dann die älteste Christusdarstellung überhaupt. Seit dem Barock gibt es im Rahmen zunehmender Marienverehrung außerdem sogar den Bildtypus der „Göttlichen Schäferin“.



Quelle/Rechte: Kloster Marienstern

Der Innenhof des Klosters Marienstern in Mühlberg

» Zuhören überwindet jede Zuordnung von ‚oben‘ und ‚unten‘ und ermöglicht stattdessen echte Gemeinschaft.«

Wenn wir in unserer gegenwärtigen Zeit immer noch dieses Bild verwenden und von guten Hirten reden wollen, sollten wir nicht in Nostalgie verfallen, sondern gut überlegen, welche Bedeutung sich damit auch heute verbinden könnte, für Männer wie Frauen, für Seelsorger und Seelsorgerinnen.

Im Dienst der Menschen

Keine Frage! Der eigentliche gute Hirte ist und bleibt zu allen Zeiten Jesus Christus, nicht nur für die weißen, sondern auch für die schwarzen Schafe. Ihm liegen alle am Herzen. „Ich bin der gute Hirte“ (Joh 10, 11) sagt er von sich selbst und erläutert zugleich, was das heißt: „Der gute Hirte gibt sein Leben hin für die Schafe.“ Er stellt sich in den Dienst der Menschen, weil sie es ihm wert sind. Jede und jeden von uns kennt er und geht auch denen nach, die sich verirren.

Das Bild vom Hirten und seinen Schafen drückt ein Beziehungsverhältnis aus, ein Miteinander, das Gemeinschaft schafft, lebendig macht und stärkt. Dafür sollten sich Hir-

ten, verantwortliche Frauen und Männer in Kirche und Pastoral heutzutage stark machen: nicht andere Gläubige in Abhängigkeit zu halten, sondern sie zur Erkenntnis und Wahrnehmung ihrer vom Geist Gottes geschenkten Freiheit und Begabungen zu ermutigen. Die ersten Worte des neuen Papstes Leo XIV. am Abend seiner Wahl stimmen mich hoffnungsvoll, dass der von Papst Franziskus begonnene Weg des echten Dialogs weitergeführt wird. Darauf deutet jedenfalls auch, wenn er die Aussage des lateinischen Kirchenvaters Augustinus zitiert: „Mit euch bin ich Christ, für euch bin ich Bischof.“

Kirche des Zuhörens

Die Lesungstexte vom heutigen Tag geben aber noch einen anderen wichtigen Impuls. Zwei Mal ist vom „Hören“ die Rede: „Am folgenden Sabbat“ – heißt es in der Lesung aus der Apostelgeschichte (13,44) – „versammelte sich fast die ganze Stadt, um das Wort des Herrn zu hören.“ Und beim Evangelisten Johannes (10,27) sagt Jesus: „Meine Schafe hören auf meine Stimme; ich kenne sie und sie folgen mir nach.“

Die Bedeutung des Hörens, des Hinhörens und gegenseitigen Zuhörens hat uns Papst Franziskus als Grundlage eines synodalen Miteinanders ins Gedächtnis gerufen: „Eine synodale Kirche“ – schreibt er – „ist eine Kirche des Zuhörens [...]. Es ist ein wechselseitiges Anhören, bei dem jeder etwas zu lernen hat: das gläubige Volk, das Bischofskollegium, der Bischof von Rom – jeder im Hinhören auf die anderen und alle im Hinhören auf den Heiligen Geist, den „Geist der Wahrheit“ (Joh 14,17), um zu erkennen, was er „den Kirchen sagt“ (vgl. Offb 2,7).“³⁸ Damit hat er einen ganz neuen Akzent des Miteinanders in der Kirche gesetzt, der so manchen machtbewussten Hirten genauso herausfordert wie allzu folgsame Schafe. Das gemeinsame Hören auf das Wort des Herrn und das gegenseitige Zuhören überwindet jede Zuordnung von „oben“ und „unten“ und ermöglicht stattdessen echte Gemeinschaft.

Zuerst einmal bringt es auch eine allgemeine Grunderfahrung des Gesprächs zum Ausdruck: Eine Person spricht und eine andere reagiert auf das Gesagte und Gehörte. Dem Hören kommt bei jedem Gespräch der Vorrang zu – sonst redet man aneinander vorbei, und es kommt kein Gespräch zustande. Deshalb ist das Hören stets der innerste Bestandteil eines jeden Gesprächs.



Quelle/Rechte: Kloster Marienstern
Festgottesdienst mit Bischof Gerhard Feige zur Jubiläumsfeier der Claretiner im Kloster Marienstern in Mühlberg/Elbe

Hören als erster Impuls

Immer wieder gibt uns der Apostel Paulus zu bedenken (Röm 10,17; vgl. 1 Thess 2,13, Gal 3,2, Hebr 4,2): „Der Glaube kommt vom Hören.“ Vom Hören geht der erste Impuls aus. Der Mensch kann nur zu Gott finden, wenn er zuerst sein Wort vernimmt. Denn das menschliche Wort zu Gott ist immer Ant-Wort auf die Zuwendung Gottes. Der Glaube kommt vom Hören und ist die Antwort auf das Zuerst Gottes.

Und dann heißt Hören auch Schweigen. Wer schweigt, wer Worte einmal zurückstellt, kann genauer hinhören, kann offen sein für die Welt, die ihn umgibt. Im Schweigen kann der Mensch nach innen hören, in seine eigene Welt. Er hört, was sich darin regt, was bewegt, was schon lange gehört werden möchte: das Wesentliche. Im Schweigen kann auch heilen, was Worte zerbrochen haben.

³⁸ 50-Jahr-Feier der Einrichtung der Bischofssynode (17. Oktober 2015) | Franziskus.

Heilsames Schweigen

Der Priester und Dichter Andreas Knapp drückt die Chance, die sich im Schweigen und in der Stille bietet, in einem Gedicht mit dem Titel „was wirklich nährt“, so aus ³⁶:

*beim reden zerredet
durch schreien verschrien
im sagen versagt
beim plappern verplappert
durch rufen verrufen
im krach verkracht
äußerung veräußern
brüllen brüllt nieder
dröhnen dröhnt zu
stille
aber
kann stillen.*

Zweifellos werden nach wie vor im Volk Gottes Männer und Frauen gebraucht, die – guten Hirten gleich – Verantwortung übernehmen und den anderen dienen. Oftmals müssen sie dabei anregend vorangehen und nach neuen Lösungen suchen, dann jedoch ebenfalls hinterherlaufen

und antreiben. Schließlich dürfen und sollen sie auch inmitten der ganzen Herde „gemeinsam Kirche sein“ und sich von den anderen Gläubigen mitgenommen wissen. Beten und mühen wir alle uns darum, dass gerade angesichts der gegenwärtigen Entwicklungen möglichst viele die Stimme des guten Hirten Jesus Christus hören und seiner Spur folgen.

Liebe Claretiner, seit 25 Jahren gestalten Sie als Ordensgemeinschaft hier in Mühlberg ihr Leben und geben Zeugnis von Ihrer ganz persönlichen Antwort auf das Wort des Herrn. Für Sie selbst und für die Menschen, die sie umgeben und diesen Ort aufsuchen, bietet das Kloster Mühlberg einen Ort der Stille und Besinnung, der es Menschen auf vielfältige Weise ermöglicht, zur Ruhe zu kommen, sich im Schweigen und Hören zu üben und offen zu werden für die Welt und die Stimme im eigenen Inneren.

Ich danke Ihnen für Ihre Bereitschaft, hier in Mühlberg, in unserem Bistum, in dieser säkularen Region einen solchen spirituellen Ort zu gestalten. Ich danke Ihnen, dass Sie mit dazu beitragen, das Evangelium Jesu Christi ausdrucksstark und liebenswürdig zu bezeugen. Für Ihre Gemeinschaft und die Menschen, die diesen Ort aufsuchen, wünsche ich auch weiterhin Gottes reichen Segen.

³⁶ Andreas Knapp, was wirklich nährt, in: ganz knapp. Gedichte an der Schwelle zu Gott.

„Kommt her, mir nach“

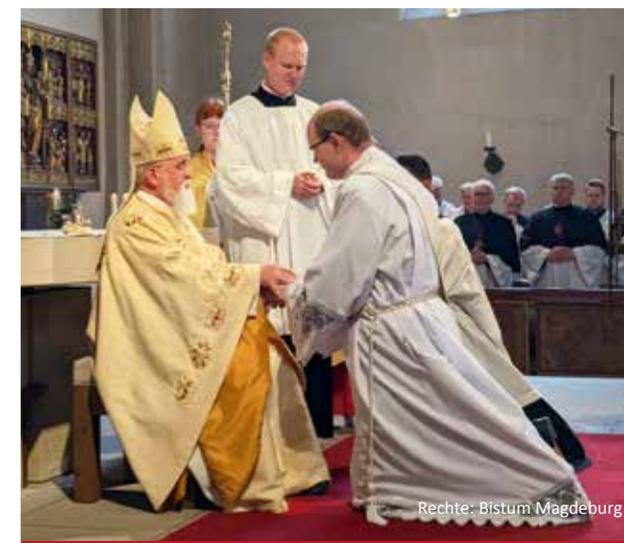
Predigt zur Priesterweihe von Matthäus Ruby am 7. Juni 2025

(Jes 61,1-3a / Mk 1,16-20)

Liebe Schwestern und Brüder, lieber Weihelikandidat!

Warum wird jemand Priester? Wenn ich auf meine eigene Berufungsgeschichte zurückschaue – sie nahm vor über 55 Jahren ihren Anfang –, muss ich erst einmal nüchtern bekennen, dass sie nicht durch irgendeine außergewöhnliche Erscheinung ausgelöst wurde. Stattdessen waren es offensichtlich mehrere Faktoren und begünstigende Voraussetzungen, die dabei eine Rolle gespielt haben. Dazu gehörten meine Eltern mit ihrem ganz selbstverständlichen und unverkrampften Glauben, dazu gehörte vor allem aber die Erfahrung einer großen Gemeinde mit lebendigen Gruppen und geistvollen Vorbildern. Neben dem Pfarrer gab es jeweils zwei Vikare, die immer wieder einmal wechselten. Dadurch habe ich schon früh erfahren, wie unterschiedlich Priester sein können – nicht genormt und nicht geklont. Ständig war auch jemand aus meiner Heimatgemeinde auf dem Weg, um Priester zu werden – nichts Außergewöhnliches also!

Andererseits provozierte die gesellschaftliche Entwicklung mit dem zunehmenden Kampf gegen die Kirche regelrecht dazu, im geistlichen Beruf eine attraktive Alternative zu sehen, um Menschen in ihren leiblichen und seelischen



Rechte: Bistum Magdeburg

Mit 28 Jahren entschied sich Matthäus Ruby, den Weg zum Priesteramt zu gehen.

Nöten sinnvoll helfen zu können. Und schließlich hat mich auch irgendetwas oder irgendwer nicht zur Ruhe kommen lassen, eine innere Stimme, die immer wieder gerufen und gelockt hat, sich dem Wagnis eines solchen geistlichen Abenteuers zu stellen.



Rechte: Bistum Magdeburg

Gesellschaftliche Veränderungen

Als ich mein Studium begann, zählte unser heutiges Bistum etwa 300 Priester im aktiven Dienst, und als ich nach meiner Weihe Vikar in der Altmark wurde, traf ich allein dort noch auf mehr als 20 Mitbrüder. Freilich waren zu dieser Zeit auch unsere Gemeinden noch wesentlich größer, fanden zum Beispiel in meiner haleschen Heimatgemeinde sonntags fünf Eucharistiefiern statt und nahmen an der 1.000-Jahrfeier des Erzbistums Magdeburg 1968 im Herrenkrug-Gelände sogar an die 30.000 katholische Gläubige teil.

Und heute, Jahrzehnte später, leben wir gesellschaftlich wie kirchlich in völlig anderen Verhältnissen. Gewaltige Ab- und Umbrüche sind zu verzeichnen, und wie es weitergehen könnte, ist nicht so leicht zu erkennen. Dazu gehört auch, dass nur noch wenige Jugendliche im Beruf oder Dienst des Priesters für sich eine persönliche Herausforderung sehen. Heute aber dürfen wir uns freuen, dass jemand aus unseren Reihen – Herr Matthäus Ruby – bereit ist, sich zum Priester weihen zu lassen. Was aber bedeutet das für ihn und für uns?

Jesus ruft die Jünger

Zunächst einmal dürfte klar sein: Eine Berufung ist nichts, was man sich selber ausdenken oder allein anstreben kann. Da spielen zwar äußere Einflüsse mit; es gibt auch Kriterien, an denen die Echtheit geprüft werden kann und muss; der Ursprung jedoch liegt tiefer. Gott ist es, der beruft. Immer wieder beeindruckt mich die Schlichtheit, in der die Jünger – wie uns die Evangelisten berichten – berufen werden. „Kommt her, mir nach“, ruft Jesus in dem kurzen Ausschnitt aus dem Markusevangelium Simon und

Andreas, Jakobus und Johannes zu. Der Ruf in die Nachfolge ist kein großes Spektakel, kein Aufsehen erregendes Ereignis. Wie bei den Fischern dort am See von Galiläa ist oftmals der Alltag der Ort für den ersten Funken. Da, wo das Leben konkret ist, in Begegnung mit anderen, in unscheinbaren Momenten, in einem zufälligen Wort kann sich das Gefühl und die Gewissheit breitmachen: Jetzt kommt es unweigerlich auf mich an, ist mir eine ganz spezielle Aufgabe zgedacht.

Berufen sein, gilt dabei aber nicht nur einzelnen Ausgewählten und rückt Menschen auch nicht in eine Sphäre jenseits des alltäglichen Lebens. Jeder und jede ist zu einem Leben in Gemeinschaft mit Gott berufen. Unaufdringlich spricht Gott seine Einladung aus, mit ihm den Weg des Lebens zu gehen: „Kommt her, mir nach“.

Von diesem Ruf haben auch Sie, lieber Weiehekandidat, sich ansprechen lassen und gespürt: Da bin ich gemeint, ich Matthäus Ruby. Es gibt verschiedene Wege, darauf einzugehen, sich von der Gemeinschaft mit Christus prägen zu lassen und dem Bekenntnis zu ihm Ausdruck zu geben. Sie wollen auf seinen Ruf im priesterlichen Dienst antworten. Das haben Sie schon früh für sich erkannt und gewissenhaft geprüft. Es erfordert Mut, einen Lebensweg einzuschlagen und dafür andere Möglichkeiten der Lebensgestaltung auszuschließen, in den Herausforderungen unserer gegenwärtigen kirchlichen und gesellschaftlichen Situation vielleicht sogar noch mehr als zu anderen Zeiten. Immer wieder gilt es, sich bewusst zu machen: Hier bin ich gefragt, ganz persönlich, mit Herz und Verstand, Glauben und Vertrauen. Hier muss ich mich entscheiden, dafür oder dagegen.

Dabei können wir aus der Vergangenheit lernen, sollten uns aber davor hüten, ihr allzu sehr nachzueifern oder

» Gott ist es, der beruft.«

nachzutruern. Zweifellos bewegen wir uns in einer ehrwürdigen Tradition, die sich einschließlich der Geschichte des Volkes Israel schon über Jahrtausende erstreckt. Damit ist jedoch kein abgeschlossenes System gemeint, sondern ein lebendiger Strom. Um wirklich apostolisch zu bleiben, braucht es darum die ständige Erneuerung im Heiligen Geist, muss nicht nur darauf geachtet werden, was Jesus gewollt hat, sondern auch – wie schon Bernhard von Clairvaux hinzufügt – „was die gegenwärtige Zeit von uns verlangt“.

Authentisch Priester sein

Dabei können Sitten und Bräuche entstehen, die dem Glauben im jeweiligen Kontext einen lebendigen Ausdruck verleihen, für die Nachwelt aber nicht unbedingt erforderlich oder bedeutsam bleiben müssen. In vielen von ihnen kam oder kommt sicher die Offenbarung Gottes in unserer Welt authentisch zum Tragen; andererseits spiegeln sie gewissermaßen aber auch den Zeitgeist der jeweiligen Epochen wider und sind damit durchaus veränderbar. Entscheidend ist darum vor allem auch die Gegenwart. Wie kann man heute in einer Welt, in der die Erwartungen so unterschiedlich, ja teilweise gegensätzlich sind, authentisch Priester sein? Wie sollte man seinen Weg gehen, um kommunikationsfähig zu bleiben, sich nicht in allem anzupassen, sich aber auch nicht den Mitmenschen zu entfremden?

„Ich werde euch zu Menschenfischern machen.“ Das ist die Aussicht, die Jesus im Evangelium denen, die ihm nachfolgen sollen, vor Augen stellt. Vermutlich ohne genau zu wissen, was das bedeuten wird, lassen sich die Jünger auf den Ruf Jesu ein, vielleicht auch deshalb, weil diese neue Aufgabe an ihre bisherige Existenz als Fischer und an ihre Fähigkeiten anknüpft. Erst nach und nach, im gemeinsamen Unterwegsein, entfaltet sich ihnen die Bedeutung, wird ihnen klar, auf was sie sich da eingelassen haben und was das für sie persönlich bedeutet. Und indem sie dabei Jesus reden hören und handeln sehen, wird ihnen immer bewusster, was dieser Dienst von ihnen verlangt: eine Offenheit und Empfänglichkeit für die Lebenswirklichkeit der Menschen, zugleich aber auch die Fähigkeit, sich davon wandeln zu lassen und die gewohnten Überzeugungen an den Herausforderungen der Zeit zu prüfen und zu hinterfragen.

Priester im Wandel der Zeit

Zeigt sich das nicht auch in unserem eigenen Dienst? Die anfängliche Idee davon, was ein Priester ist und wer man als solcher sein möchte, darf und soll sich unterwegs wandeln. Das bringen schon die verschiedenen Begegnungen, eigenes Wachsen und Reifen sowie die Entwicklungen in Welt und Gesellschaft mit sich. So mussten wir uns in den vergangenen Jahren auch in unserem Bistum in vielem neuorientieren. Das hat manche verunsichert und betrifft auch die Rolle und Aufgabe von Priestern.

Zugleich erleben wir als Kirche einen politischen und gesellschaftlichen Bedeutungsverlust, die Mitgliederzahlen gehen zurück, die finanziellen und personellen Spielräume werden enger. Auch das wirft Fragen an das eigene Selbstverständnis und Priesterbild auf, denen es sich zu stellen gilt. Immer schon hat sich die Gestalt der Kirche im Rahmen gesellschaftlicher Transformationsprozesse gewandelt, denn nur so kann sie ihrer Botschaft und ihrem Auftrag treu bleiben, tatsächlich den Menschen zu dienen. Worin dies besteht, haben wir eindrücklich beim Propheten Jesaja gehört: Es ist ein Eintreten für die Gebeugten, eine Offenheit für die am Rande der Gesellschaft. Ihnen gilt die Frohe Botschaft, die zu verkünden wir berufen sind.

Was wir dafür an Priestern brauchen, sind – wie schon Karl Rahner vor etwa 70 Jahren gesagt hat: Diener – nicht Herren, Geistliche – nicht Funktionäre, Wegbereiter – nicht Nachlassverwalter. Und auf andere, aber ebenso treffende Weise bringt der Priester und Dichter Andreas Knapp die Herausforderung des priesterlichen Dienstes ins Wort:

*du brichst das brot nicht
mit deinen händen
selbstbewusst und willensstark
um gönnerisch auszuteilen
das brot zerbricht dir
unter deinen händen
ohnmächtig musst du es geschehen
und dich selbst wandeln lassen.*

Und so darf und möchte ich Ihnen, lieber Herr Ruby, wünschen, auf diese Weise als Priester unterwegs zu sein. Bewahren Sie sich die Verbundenheit und Solidarität mit allen Gläubigen des Volkes Gottes und halten Sie ihr Herz auch für die anderen Menschen offen. Möge ihr Eifer in dem Dienst, der ihnen übertragen wird, nicht erlahmen und ihre Zuversicht nicht abnehmen. Wen der Herr berufen und erwählt hat, den wird er auch stärken und zum Ziele führen. Möge er sie segnen und zum Segen für viele werden lassen.

Ein ausdrucksstarkes Zeichen

Grußwort zur Eröffnung der Caritas-Regionalstelle in Bitterfeld-Wolfen am 11. Juni 2025

Sehr geehrter Herr Professor Sucher, sehr geehrter Herr stellvertretender Landrat, Herr Oberbürgermeister, Herr Caritas-Direktor, liebe Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Caritas, sehr geehrte Damen und Herren,

ich bin heute gern nach Bitterfeld-Wolfen gekommen und freue mich, einige Worte an Sie richten zu können. Die feierliche Eröffnung der Caritas-Regionalstelle ist in vielerlei Hinsicht ein besonderes Ereignis, nicht nur, weil es ein wichtiger Schritt zur Stärkung der sozialen Infrastruktur in dieser Region ist, sondern auch, weil damit ein tief sinniges und ausdrucksstarkes Zeichen jüdisch-christlicher Verbundenheit gesetzt wird. Dafür, dass Sie, verehrter Herr Professor Sucher, dieses Haus, das ihrer Familie gehörte und Ihnen nach 1990 wieder zurückgegeben wurde, der Caritas geschenkt haben, danke auch ich als Bischof Ihnen sehr herzlich. Ich hoffe, dass es sowohl ein Ort gelebter Nächstenliebe, an dem Menschen Wohnung und Zuwendung finden können, als auch ein Ort der Erinnerung und ein Angebot für eine gemeinsame Zukunft sein wird.

Der Jude Jesus

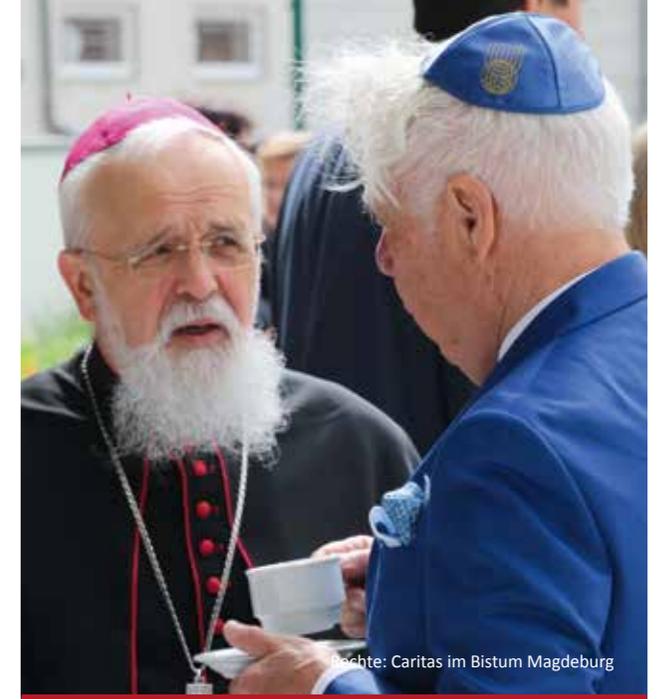
Worauf die Gedenktafel, die nachher enthüllt wird, zu recht hinweist, ist, dass das Christentum dem Judentum entstammt. Wie die Evangelien berichten, galt Jesus als Sohn des Joseph aus Galiläa, einem Nachkommen Abrahams und des Königs David. Von Geburt an wuchs er in der jüdischen Tradition auf, kannte deren heilige Schriften und Bräuche und sah sich zunächst nur zum Volk Israel gesandt. Ohne diese Verwurzelung und diesen Kontext wäre überhaupt nicht zu verstehen, was Kirche ist und worum es ihr geht. Auch wenn ihr Weg sich später von dem des Volkes Israel trennte und Christen sich in den vergangenen Jahrhunderten gegenüber den Juden in schrecklicher Weise mitschuldig gemacht haben, gehört die jüdische Religion doch nach wie vor zu unserem Inneren, sind die Juden sogar – wie Papst Johannes Paul II. es ausgedrückt hat – „unsere bevorzugten“, ja „unsere älteren Brüder“. Da erscheint es mehr als makaber, dass einige deutsche Theologen in der Zeit des Nationalsozialismus versucht haben, das Christentum gewissermaßen zu „entjuden“, alle Texte entsprechend zu „säubern“ und aus Jesus einen „Arier“ zu machen. Angesichts all dessen, aber vor allem auch um der Würde und Religionsfreiheit eines jeden Menschen

willen ist es nicht hinnehmbar, wenn heutzutage in unserer Gesellschaft wieder antisemitische Tendenzen um sich greifen und Juden um Leib und Leben fürchten müssen. Dem ist entschieden entgegenzutreten.

In einer solchen Zeit ist auch Ihre Stimme, Herr Professor Sucher, von besonderer Bedeutung. Nicht nur in Ihren Werken – zuletzt in „Mamsi und ich. Die Geschichte einer Befreiung, Unsichere Heimat und Rahels Reisen“ – erzählen Sie von der Geschichte, von Ihrer Mutter, die die Shoah überlebt hat, von der Sehnsucht nach Heimat, vom jüdischen Leben in Deutschland und wie gefährdet es bis heute ist. Sie werden damit zu einem Chronisten der Ambivalenzen deutsch-jüdischer Geschichte und bringen diese Themen auch in Schulklassen. Damit sensibilisieren Sie junge Menschen für die Geschichte dieses Landes und die jüdische Geschichte und werden so zu einem empfindsamen Brückenbauer zwischen Vergangenheit und Gegenwart.

Verletzung und Versöhnung

Auch Ihr Haus erzählt eine Geschichte, eine Geschichte von Heimat und Flucht, von Verletzung und Versöhnung, von Glauben und Verantwortung. Es erzählt eine jüdische und nun auch eine christliche Geschichte. Und es erzählt davon, was möglich ist, wenn sich Menschen einander zuwenden: Menschen unterschiedlicher Religionen, Menschen, die auf Unterstützung angewiesen sind, und Menschen verschiedener Generationen.



Rechte: Caritas im Bistum Magdeburg

Bischof Gerhard Feige im Gespräch mit Prof. C. Bernd Sucher

Zu Beginn dieser Veranstaltung durften wir dem Gesang einer Gruppe der benachbarten Kita lauschen. Von dieser Nähe, vom gegenseitigen Wahrnehmen und miteinander feiern, können beide – jung und alt – profitieren. Es ist gut und wertvoll, umeinander zu wissen und einen guten nachbarschaftlichen Kontakt zu pflegen, sich immer wieder zu begegnen und auch gemeinsam zu feiern.

Ein alter Rabbi – so erzählt eine Anekdote – fragte einst seine Schüler, wie man die Stunde bestimmt, in der die Nacht endet und der Tag beginnt. „Ist es, wenn man von weitem einen Hund von einem Schaf unterscheiden kann?“, fragte einer seiner Schüler. „Nein“, sagte der Rabbi. „Ist es, wenn man einen Apfelbaum von einer Birke unterscheiden kann?“, fragte ein anderer. „Nein“, sagte der Rabbi. „Aber wann ist es dann?“, fragten die Schüler. „Es ist dann, wenn du in das Gesicht irgendeines Menschen blicken kannst und darin deine Schwester oder deinen Bruder siehst. Bis dahin ist die Nacht noch bei uns.“

» Wer Gott liebt, liebt auch den Menschen – und umgekehrt.«



Rechte: Caritas im Bistum Magdeburg

Prof. C. Bernd Sucher (Mitte) hat sein Elternhaus der Caritas in Bitterfeld-Wolfen geschenkt.

Nächstenliebe

„Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“ So bringt schon das Buch Levitikus eine solche Haltung zum Ausdruck. Dabei ist dieser zentrale Satz weit mehr als eine moralische Mahnung – er ist das Herzstück jüdischer und christlicher Ethik. Er ist ein Ruf zur Verantwortung – nicht nur für das eigene Leben, sondern auch für das Leben der anderen, in der christlichen Tradition untrennbar mit der Botschaft Jesu verbunden. Auf die Frage nach dem höchsten Gebot antwortet Jesus ja mit dem Hinweis auf das

Doppelgebot (Mt 22,37-39): „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben [...] und du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“ Hierbei wird deutlich: Gottesliebe und Nächstenliebe sind keine Gegensätze. Wer Gott liebt, liebt auch den Menschen – und umgekehrt.

In einem Haus, das uns zu genau diesem Dienst einlädt – dem Dienst am Nächsten – soll das lebendig, konkret und erfahrbar werden. Möge es ein Zeichen des Friedens und Miteinanders sein – für Bitterfeld-Wolfen, für unser Land und für unsere Zeit.

Die Demokratie verteidigen

Grußwort beim Ökumenischen Jahresempfang
am 17. Juni 2025

„Alle Jahre wieder“ – mit diesen vielleicht etwas aus der Zeit gefallen Worten begrüße ich Sie zu unserem Ökumenischen Jahresempfang der christlichen Kirchen in Sachsen-Anhalt. Ich tue dies im Namen aller Gastgeber des Empfangs: der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland, der Evangelischen Landeskirche Anhalts, der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Braunschweig, des Erzbistums Berlin und des Bistums Magdeburg mit den jeweiligen Bischöfen und dem Kirchenpräsidenten.

Es ist ein denkwürdiger Tag, an dem wir uns versammelt haben. Er erinnert uns an den Volksaufstand 1953 in der DDR und dessen brutale Niederschlagung durch die Sowjetarmee. Im Gegensatz zu damals leben wir heute dankenswerterweise in einer freiheitlichen Demokratie und hoffen, diese – gegenüber anderen Bestrebungen – auch weiterhin konstruktiv gestalten und wenn notwendig wirksam verteidigen zu können. Ausdruck dafür sind auch die hier Anwesenden.

Und so begrüße ich Sie, sehr verehrte Vizepräsidentin des Landtages von Sachsen-Anhalt, Frau Keding, stellvertretend für die gesetzgebende Gewalt – und für alle Gäste aus den unterschiedlichen Parlamenten.

Stellvertretend für die Landesregierung und die ausführende Gewalt staatlichen Verwaltungshandelns – und damit alle Gäste aus den verschiedenen Ministerien und Behörden – begrüße ich Sie, sehr geehrter Herr Prof. Dr. Willingmann, als stellvertretenden Ministerpräsidenten. Ich freue mich, dass Sie gleich noch ein Grußwort an uns richten werden.

Stellvertretend für alle Gäste aus dem Bereich der Rechtsprechung und Rechtspflege begrüße ich den Präsidenten des Landesverfassungsgerichts, Herrn Wegehaupt.

Zudem begrüße ich als einen besonderen Gast Kardinal Philippe Ouédraogo. Er ist Erzbischof von Ouagadougou gewesen, war nicht nur Präsident der Bischofskonferenz von Burkina Faso und Niger, sondern bis 2023 auch Präsident des Symposiums der Bischofskonferenzen von Afrika und Madagaskar. Nun Emeritus, ist er auf Deutschlandbesuch. Herr Kardinal, ich freue mich, dass Sie und Ihre Begleitung uns heute die Ehre geben.

Ebenso begrüße ich Sie alle aus den verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen unseres schönen Landes Sachsen-Anhalt und weit darüber hinaus. Seien Sie uns herzlich willkommen!

Und schließlich gilt mein Gruß auch allen Vertreterinnen und Vertretern aus dem kirchlichen Bereich. Sie sind heute Abend gleichsam unsere „Gastgeberverstärkung“ und wichtige Gesprächspartner.

Für mich ist ein solcher Empfang nicht nur eine nette jährliche Tradition, sondern ein wichtiges Begegnungsformat, das die notwendigen Wechselbeziehungen zwischen



Rechte: Evangelische Landeskirche Anhalts

v.l. Albrecht Steinhäuser (Evang. Büro Sachsen-Anhalt), Kardinal Philippe Ouédraogo, Stephan Rether (Katholisches Büro Sachsen-Anhalt), Bischof Gerhard Feige, Landesbischof Christoph Meyns (Evangelisch-lutherischen Landeskirche Braunschweig), Kirchenpräsident Karsten Wolkenhauer (Evang. Landeskirche Anhalts), Landesbischof Friedrich Kramer (Evang. Kirche Mitteldeutschlands), Ilko-Sascha Kowalczuk (Autor), Armin Willingmann (SPD, stellv. Ministerpräsident Sachsen-Anhalt)

Kirchen und Politik zum Ausdruck bringt. Manchmal sind diese nicht ganz spannungsfrei, aber – so meine Erfahrung – immer getragen von der gegenseitigen Achtung, von Respekt und Wertschätzung. Das führt uns auch heute hier wieder zusammen.

Ich freue mich, dass Herr Dr. Ilko-Sascha Kowalczuk dazu gewonnen werden konnte, uns den Festvortrag zu halten. Seien Sie sehr herzlich begrüßt.

Kenner der DDR-Geschichte

Wenn ich Sie jetzt vorstelle, so heißt das wohl für die überwiegende Mehrheit der Anwesenden, Eulen nach Athen zu tragen. Sie sind ein DDR-erfahrener Berliner und gelernter Historiker. Erste öffentliche Aufmerksamkeit über das Fachpublikum hinaus haben Sie durch eine umfangreiche Biografie über Walter Ulbricht erlangt. Ganz aktuell sind Sie durch Ihr Buch „Freiheitsschock. Eine andere Geschichte Ostdeutschlands von 1989 bis heute“ in aller Munde. Immer wieder setzen Sie sich intensiv mit der Demokratie in Ostdeutschland sowie der Entwicklung der Parteienlandschaft und unserer Gesellschaft auseinander, Themen, die uns alle existenziell betreffen und beschäftigen. Von daher dürfen Sie gewiss sein, auf ein großes Interesse zu stoßen.

Darüber hinaus sind Sie, Herr Dr. Kowalczuk, nicht nur Autor, sondern auch aktiver Berater zentraler Gremien. Völlig unvollständig seien genannt: Enquete Kommission „Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur“ des Deutschen Bundestages (1995–1998), Projektleiter beim Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR bzw. beim Bundesarchiv (2001–2018) assoziierter Forscher bei der Robert

Havemann Gesellschaft Berlin sowie Berater bei zahlreichen Dokumentationen mit zeitgeschichtlichen Themen, beispielhaft sei erwähnt die preisgekrönte TV-Serie Weißensee.

Als einer der besten Kenner der DDR-Geschichte und einer der profiliertesten Beobachter des Vereinigungsprozesses sind Sie für Ihre Arbeit vor einigen Tagen mit dem renommierten Karl-Wilhelm-Fricke-Preis ausgezeichnet worden, der von der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur vergeben wird.

Sehr geehrter Herr Dr. Kowalczuk, nicht nur ich persönlich, sondern wir alle hier sind sehr gespannt auf Ihre Ausführungen.

Zuvor aber, lieber Herr Minister Willingmann, dürfen wir Sie um Ihr Grußwort bitten.

So wünsche ich uns allen einen ertragreichen, interessanten und nach dem offiziellen Teil auch genussvollen Abend.

Was ist uns heilig?

Predigt zu Fronleichnam 2025

(Gen 14,18-20 / 1 Kor 11,23-26 / Lk 9,11b-17)

Immer wieder treibt mich angesichts der Nachrichten der vergangenen Monate und Wochen und der gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen die Frage um: Was ist uns eigentlich noch heilig? Individuelle Menschenrechte und internationales Völkerrecht werden missachtet oder bewusst verletzt; bisherige Bündnisse und Verlässlichkeiten stehen plötzlich zur Disposition; die Gewalt gegenüber Menschen, die in Politik und Gesellschaft Verantwortung übernehmen, nimmt nicht nur in den USA, sondern auch bei uns jährlich zu. Und unserer Erde geht durch unser Verhalten langsam die „Puste aus“, werden die Grenzen des Belastbaren immer weiter überschritten.

Was gilt uns noch als unverfügbar und unantastbar, als ein letztes Woher und Woraufhin des menschlichen Strebens? Was akzeptieren wir noch als ein Tabu, über das nicht diskutiert wird, als ein tiefgründiges und verehrungswürdiges Geheimnis? In früheren Zeiten waren das: Gott, die Götter oder Erscheinungen des Göttlichen, auch die Schöpfung selbst oder der Mensch mit seiner gottgleichen Würde. Heute aber dominiert vielfach ein ökonomisches, zweckrationales und naturwissenschaftlich-technisches Weltbild. Immer mehr ist messbar, berechenbar und funktional geworden – immer weniger aber ehrfurchtge-

bietend und heilig. Was zählt, ist Effizienz, Funktionalität und Nutzen. Man hat den Eindruck, inzwischen in einer fast völlig entzauberten Welt zu leben.

Fragwürdige Werte

Banalität macht sich breit, vieles scheint egal zu sein, Lächerlichkeiten werden bedeutsam. Oftmals steht – wenn nicht nur Zynismus übrigbleibt – anderes höher im Kurs als das Leben, manches auch mit geradezu grotesken Zügen. So folgerte schon vor Jahren angesichts einer internationalen Wertestudie zu Recht ein Spötter: „Man müsste in Europa das Glück haben, als Auto zur Welt zu kommen.“ Das macht überdeutlich, was manchen heutzutage als letzte Werte gelten.

Gleichzeitig sind viele Menschen aber auch auf der Suche. Nicht wenige leiden an den gesellschaftlichen und politischen Verwerfungen, fühlen sich überfordert, sind einsam – und hoffen, dass es doch „mehr als alles“ geben möge. Um daraus einen Ausweg zu finden, bedarf es sicher eines wachen Gespürs für Wesentliches und der Fähigkeit, noch staunen zu können.

Zerflossene Träume

Manchmal träumen wir ja so gern von unserer Kindheit, weil wir inzwischen äußerlich und innerlich müde geworden sind. Die Rätsel der Kindheit sind zerschmolzen, wie der Nebel zerschmilzt an den Flüssen. Wir meinen, Bescheid zu wissen, was es mit den Menschen, mit der Natur, mit der ganzen Welt auf sich hat. Dabei kann aber der Blick für die ganze Wirklichkeit und die Freude am Leben verloren gegangen sein. Vielleicht drückt sich in unserer Wehmut manchmal ein ähnliches Verlangen aus, wie es ein Dichter einmal so formuliert hat: „Darum bitte ich euch, gebt ein Geheimnis, sei's ein einfaches, zaghaftes, kleines, sei es barfüßig, mager, in Fetzen, ein Geheimnis gebt, wenigstens eines!“

Auch erwachsene Menschen leben nicht nur von der Vernunft, haben ihre Träume und Hoffnungen und fühlen sich bestimmten Werten verpflichtet, die ihre Erfahrungen überschreiten. Manchmal bringen uns auch existentielle Erschütterungen durch Liebe oder Hass, Geburt oder Tod, Erkrankung oder Heilung zur Suche nach einem verlässlichen Halt, zu einer tieferen Sicht der Wirklichkeit oder sogar zu einem gläubigen Vertrauen.

Das Allerheiligste feiern

Wenn wir heute Fronleichnam feiern, das Hochfest des Leibes und Blutes Christi, ist das ein guter Anlass, sich wieder einmal auf das „mehr als alles“ des Lebens zu besinnen, das, was heilig und sogar unser „Allerheiligstes“ sein kann. Im Zentrum jeder Eucharistiefeier – wie auch heute – bestätigen wir das „Geheimnis unseres Glaubens“ mit den Worten: „Deinen Tod, o Herr, verkünden wir, und deine Auferstehung preisen wir, bis du kommst in Herrlich-

» *Kein Ort ist zu ablegen für die Begegnung mit dem Heiligen.«*

keit.“ Wir erinnern uns dabei nicht nur an Jesus Christus. Wir feiern kein Totengedächtnis. Wir glauben vielmehr, dass er selbst in den Zeichen von Brot und Wein wirklich gegenwärtig ist. „Das ist mein Leib“ – hat er gesagt – „das ist mein Blut. Nehmt und esst – nehmt und trinkt.“ Und das galt nicht nur für damals. Er überbrückt die Zeiten und nimmt uns auch heute gewissermaßen mit in seinen Abendmahlssaal. Er nimmt uns damit auch mit in das Geschehen seines Todes und seiner Auferstehung. Er selbst macht seinen Leib und sein Blut für uns zum Zeichen dafür, was er uns sein will: ein Gott, der ganz und gar auf unserer Seite ist, der sich uns liebevoll zuwendet und uns von Sünde und Tod befreit.

Und jedes Mal, wenn wir Jesus Christus unter den Gestalten von Brot und Wein im wahrsten Sinne des Wortes zu uns nehmen, haben wir die Chance, in die Dynamik seines neuen und ewigen Lebens mit einbezogen zu werden. Wir haben die Chance, uns verwandeln zu lassen – so, wie wir sind: mit unseren Zweifeln und Sorgen, mit unserer Trägheit und mit allem, was uns bewegt und beschäftigt.

Und noch etwas gehört ganz wesentlich zu diesem zentralen Geheimnis unseres Glaubens: Wir empfangen Christus nicht nur individuell oder privat; da kommt nicht nur „mein Seelenbräutigam“ zu mir. Wir empfangen ihn vielmehr inmitten der Kirche, um zu werden, was wir sind: Glieder des Leibes Christi. So betont auch schon Paulus in

seinem 1. Brief an die Gemeinde in Korinth: „Ist das Brot, das wir brechen, nicht Teilhabe am Leib Christi? Ein Brot ist es. Darum sind wir viele ein Leib, denn wir alle haben teil an dem einen Brot“ (10,16). Durch die Kommunion – so glauben wir – wird diese Einheit der Kirche in Christus auf höchste Weise dargestellt und gefestigt.

Eucharistie heißt Dankbarkeit

Dafür gilt es, Dank zu sagen, und das bedeutet wortwörtlich auch Eucharistie. Wir danken dabei Gott für seine Gaben, das Brot des Lebens und den Kelch des Heils und für den Bund, den er mit den Menschen geschlossen hat. Immer wieder üben wir uns in eine Haltung der Dankbarkeit ein: gegenüber dem Leben in all seinen Dimensionen und der ganzen Schöpfung, gegenüber der Erde als Lebensraum mit seiner schon Millionen von Jahren andauernden Geschichte. Er ermöglicht uns zu existieren, trägt und nährt uns.

Dankbar sollten wir auch um alle Bemühungen um Frieden und ein menschenwürdiges und gemeinwohlorientiertes Leben in Freiheit und Gerechtigkeit sein. In dieser Weise aufgeschlossen für die Welt, die uns umgibt, stellt sich vielleicht auch ein Gespür für das Heilige ein, das es in ihr zu wahren und zu schützen gilt.

Dafür tragen wir alle Verantwortung, jeder und jede einzelne. „Schick die Leute weg, damit sie in die umliegenden Dörfer und Gehöfte gehen, dort Unterkunft finden und etwas zu essen bekommen, denn wir sind hier an einem abgelegenen Ort“, raten die Jünger Jesus, als sie am Abend die vielen Menschen sehen. Aber Jesus entlässt sie nicht aus der Verantwortung für die Menschen und die Sorge um deren Bedürfnisse. Und er entzieht sich dem auch selbst nicht. Aus dem Wenigen, was sie haben, schenkt er

Fülle. Kein Ort ist zu ablegen für die Begegnung mit dem Heiligen.

Wenn wir diesen Blick für das Heilige wiedergewinnen, in der Haltung der Dankbarkeit, in dem Bewusstsein dafür, dass wir ein Teil einer langen Geschichte der Menschheit und der Erde sind, und in dem Wissen darum, dass es keinen Ort gibt, der nicht vom Heiligen durchdrungen ist, hat das Folgen für unser Zusammenleben mit allen Menschen als Abbilder Gottes und der ganzen Schöpfung als Zeichen und Trägerin göttlicher Gegenwart. Respekt, Achtsamkeit und Fürsorge sind die dafür angemessene Haltung, und die Eucharistie als Mahl der Gemeinschaft will uns dazu stärken.

Prozession als Kontaktaufnahme

Wenn wir Fronleichnam feiern, besinnen wir uns auf unsere Mitte. Wir ziehen aber auch los, um der Welt zu zeigen, welches wunderbare Geheimnis uns erfüllt und bewegt – nicht, um uns zur Schau zu stellen, sondern als Einladung an alle, mit dem Heiligen wieder in Berührung zu kommen. Wenn wir dabei in der Prozession nach draußen gehen, dann tun wir das als eine Kirche, die sich nicht selbst genügt und wartet, dass alle zu ihr kommen, sondern als eine Kirche, die die Begegnung mit den Menschen sucht, auch und gerade hier in unserer Region, auch und gerade in einer Zeit, in der uns gesellschaftlich nichts mehr wirklich heilig zu sein scheint.

„Das Heilige den Heiligen“, so ruft der Priester in der byzantinischen Liturgie den Gläubigen vor der Kommunion zu. Damit ist auf den Punkt gebracht, worum es heute geht: von Gott mit Wesentlichem beschenkt zu werden, um selbst dadurch zur Vollendung zu gelangen. Bedeutenderes kann es nicht geben.



Das Bistum feiert den Fronleichnam-Gottesdienst im evangelischen Dom zu Magdeburg - eine gewachsene ökumenische Tradition.

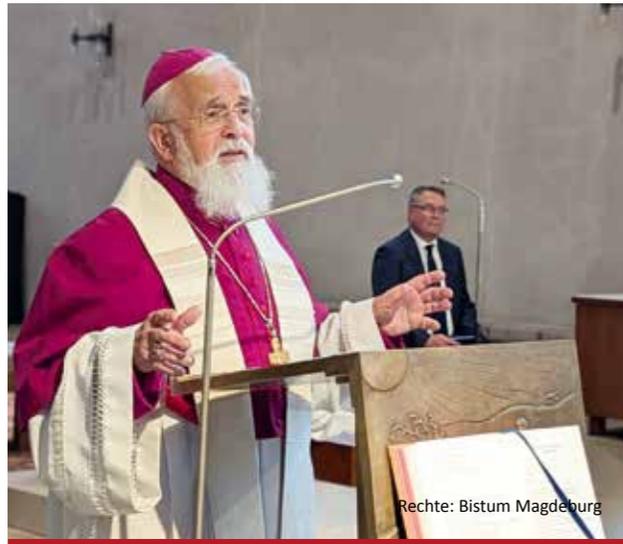


Prozession nach dem Gottesdienst mit dem Allerheiligsten vom Dom zur Kathedrale

Rechte: Bistum Magdeburg

Von Kaiser und Gott, Staat und Kirche sowie dem Katholischen Büro Sachsen-Anhalt

Predigt zur Verabschiedung von Stephan Rether als Leiter
des Katholischen Büros am 25. Juni 2025 (Ps 8; Mt 22,15-22)



Rechte: Bistum Magdeburg

Bischof Gerhard Feige beim Abschiedsgottesdienst

„Ist es erlaubt, dem Kaiser Steuern zu zahlen, oder nicht?“ Mit dieser Frage versuchen die Pharisäer Jesus eine Falle zu stellen. Er ist in einer schwierigen Situation. Antwortet er mit „Ja“ – dann verstößt er gegen die Auffassung der Juden, denn auf der Steuermünze war Tiberius dargestellt, der sich als Gott-Kaiser verstand – und man sollte ja kei-

ne anderen Götter akzeptieren als den einen Gott allein. Zugleich würde er sich auch verdächtig machen, ein Kollaborateur zu sein und der fremden Besatzungsmacht zuzustimmen. Antwortet er mit „Nein“ – dann zeigt er sich als Rebell gegen die staatliche Ordnung. In beiden Fällen wäre er erledigt gewesen. Doch Jesus geht nicht in die Falle. Stattdessen dreht er den Spieß um – und entlarvt die Pharisäer. Sie selbst tragen ja das Bild des Gott-Kaisers in klingender Münze bei sich.

„Gebt dem Kaiser, was dem Kaiser gehört“, ist seine Antwort. Und das heißt: Ihr lebt nun einmal in dieser Welt, in der es Ordnungen und Gesetze gibt, in der gehandelt und mit Geld gezahlt wird, in der man Steuern entrichten muss, damit das Staatsgefüge funktioniert und Leistungen für das Wohl aller erbracht werden können. Aus dieser Welt könnt und sollt ihr nicht fliehen, auch wenn ihr noch so fromm sein wollt. Ihr seid ein Teil davon. Entzieht euch nicht eurer staatsbürgerlichen Verpflichtung. Das ist das eine, was Jesus den Pharisäern antwortet.

Dann aber sagt er noch etwas, das ihm viel wichtiger ist: „Gebt Gott, was Gott gehört!“ Diese Aufforderung steht nicht gleichwertig neben der anderen, etwa nach dem

Motto: dem einen dies, dem anderen jenes! Hier geht es um eine ganz andere Ebene: Während jede irdische Macht begrenzt ist, steht Gott gewissermaßen über allem. Viel wichtiger als die Frage nach den Steuern, die selbstverständlich sind, ist für Jesus daher die Frage, was wir Gott eigentlich zu geben haben. Wir gehören letztlich ja keinem Staat dieser Welt, aber Gott, sind von ihm geschaffen und sein Abbild. Was Gott gebührt, ist also nicht irgendeine Gabe oder Leistung, sondern betrifft unsere ganze Existenz, betrifft Herz und Verstand, letzte und nicht vorletzte Fragen.

Zweifellos hat es in der Frage, wem man mehr zu geben oder zu gehorchen hat, Gott oder dem Kaiser, dem Staat oder der Kirche, vom Anfang des Christentums an ungeheure Spannungen gegeben. In diesem Jahr erinnern wir uns gerade der 1700. Wiederkehr des ersten Ökumenischen Konzils, das vom römischen Kaiser Konstantin im Jahre 325 nach Nizäa einberufen wurde, um einen Glaubensstreit beizulegen, der das ganze Reich erschütterte.

Symphonie oder Fehlentwicklung?

Zugleich belegt dieses Ereignis eine Entwicklung, innerhalb derer das Christentum – zuvor teil- und zeitweise verfolgt – dann zunächst toleriert, nunmehr begünstigt und schließlich zur Staatsreligion erklärt wurde. Das sogenannte „Konstantinische Zeitalter“ war geboren, für die einen eine wunderbare „Symphonie“ von Staat und Kirche bis in die Gegenwart hinein, für andere jedoch eine verhängnis-



Rechte: Bistum Magdeburg

Bischof Gerhard Feige und Albrecht Steinhäuser vom Evangelischen Büro würdigten das Engagement von Stephan Rether (M.).

volle Fehlentwicklung, gegen die vor allem im Westen seit Jahrhunderten schon durch spirituelle Bewegungen oder aufklärerische Kreise polemisiert wurde.

Infolge der Französischen Revolution kam es dann zur strikten Trennung von Staat und Religion, dem sogenannten Laizismus. In Deutschland führte der Zusammenbruch des bürgerlichen Kulturprotestantismus mit seinem Staatskirchentum nach dem I. Weltkrieg, die Machtergreifung der Nationalsozialisten und das Fiasko des II. Weltkriegs schließlich bedeutende Theologen dazu, das Ende des „Konstantinischen Zeitalters“ zu proklamieren und zur Rückkehr in die Märtyrer-Haltung der vorkonstantinischen Kirche aufzufordern. Da sich das Verhältnis zwischen Staat und Kirche in der Bundesrepublik recht konstruktiv entwickelte, hatten solche Gedanken jedoch bald an Bedeutung verloren. Kurioserweise meinten manche dann aber nach der Vereinigung Deutschlands 1990, dass dies den Kirchen der ehemaligen DDR wieder konstantinische Verhältnisse verschafft habe.

Respektvolles Miteinander

Tatsächlich versteht sich aber weder ein Bundeskanzler noch irgendein Ministerpräsident als Oberhaupt der Kirchen, noch sehen sich die Bischöfe als Untergebene politischer Machthaber. Vielmehr – so glaube ich – existiert in Deutschland ein austariertes, nicht immer spannungsfreies, aber letztlich respektvolles und verantwortungsbewusstes Staat-Kirche-Verhältnis. Selbstverständlich wird es immer eine Herausforderung bleiben, getrennt zu sein und doch im Interesse der Bürger und Bürgerinnen sowie des Gemeinwohls in grundsätzlichen Fragen sich gegenseitig – manchmal auch kritisch – anzuregen und in verschiedenen Bereichen zusammenzuarbeiten. Das hat sich über Jahrzehnte bewährt und sollte – wenn einige Punkte vielleicht auch neu zu bedenken sind – nicht leichtfertig aufgegeben werden. Wir brauchen – so wage ich einmal zu behaupten – einander, um unsere freiheitliche Demokratie und ihre Werte menschenfreundlich zu gestalten und gegen jeglichen Extremismus zu verteidigen.

In diesem Sinn war und bleibt es ein äußerst interessantes Arbeits- und Kommunikationsfeld, in dem Herr Rether seit 34 Jahren im Dienst der Magdeburger katholischen Ortskirche tätig gewesen ist, zunächst ab 1991 als Referent im Katholischen Büro und Justitiar und seit 1999 als dessen Leiter. In vielfältiger und engagierter Weise hat er dabei unsere Kirche gegenüber der Landesregierung, dem Landtag und anderen gesellschaftspolitischen Einrichtungen und Verbänden vertreten und war zugleich deren zentraler Ansprechpartner. Hinzu kamen zwischenkirchliche und interreligiöse Kontakte sowie Aktivitäten in den Bereichen Kultur und Medien, Bildung und Erziehung, Migration und Integration. Ein bunter Strauß von zusätzlichen Beauftragungen – ob beispielsweise als Gesellschafter im St. Benno-Verlag und Mitglied im Rundfunkrat des MDR – oder

von Mitwirkungen in anderen Gremien und der Präsenz bei wichtigen Anlässen vervollkommneten alles noch.

Als besonders bedeutsame Vorgänge bleiben Ihnen, lieber Herr Rether, sicher in Erinnerung: die Vertragsabschlüsse zur Errichtung des Bistums Magdeburg 1994, zum Verhältnis von Staat und Kirche 1998 oder zur Gründung des Instituts für Katholische Theologie und ihre Didaktik an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg 2003. Aber auch die Entstehung unserer acht Schulen – beginnend mit den drei Gymnasien schon 1991 – und unserer Edith-Stein-Schulstiftung 2003 werden Sie nicht vergessen. Nennen möchte ich zudem einige größere Ereignisse, an deren Gestaltung Sie entscheidend mitgewirkt haben: die fast schon volksfestartigen Veranstaltungen zum 800. Geburtstag der Heiligen Mechthild von Magdeburg 2007, das 500-jährige Reformationsjubiläum 2017, zu dem wir auch katholischerseits beigetragen haben, die im selben Jahr stattgefundenen Eröffnung der Ausstellung über den letzten katholischen Bischof von Zeit, Vermittlungstheologen und Vordenker der Ökumene Julius Pflug, bei der sogar Kardinal Kurt Koch vom Päpstlichen Einheitsrat in Rom und Pfarrer Martin Junge, der Generalsekretär des Lutherischen Weltbundes aus Genf, anwesend waren, darüber hinaus die Feiern zum 1025-jährigen Jubiläum des Erzbistums Magdeburg 2018 und zum 25-jährigen Bestehen des Bistums Magdeburg 2019. Und das ist nur eine kleine Auswahl dessen, was Sie mit vorbereitet und begleitet haben.

Statement der nord-ostdeutschen Bischöfe

Nicht zu vergessen ist die Corona-Phase, die Sie und uns alle noch einmal auf eine ganz andere Weise herausgefordert hat. Und schließlich waren Sie es auch und die anderen Leiter der benachbarten Katholischen Büros, die uns

» Wir brauchen einander, um unsere freiheitliche Demokratie und ihre Werte menschenfreundlich zu gestalten und gegen jeglichen Extremismus zu verteidigen.«

nord-ostdeutsche Bischöfe vor den verschiedenen Wahlen im letzten Jahr für die zunehmende Gefährdung unseres gesellschaftlichen Zusammenlebens durch populistische, rechtsextremistische und antisemitische Tendenzen und Aktionen sensibilisierten und unser Gemeinsames Wort unter dem Titel „Eintreten für die Demokratie“ mit entwickelt haben.

Anlässlich Ihres Abschieds aus dem bisherigen Dienst schrieb mir jemand, der Sie offensichtlich gut kennt, dass Sie auch für die Kolleginnen und Kollegen der anderen Katholischen Büros in Deutschland „über viele Jahre eine maßgebliche Säule“ ihres „Miteinanders“ waren. „In vielfacher Weise“ – so heißt es wörtlich – „durften wir von ihm lernen, immer an seinem reichen (kirchen)politischen Erfahrungsschatz partizipieren. Seine Meinungsstärke und auch seine klaren Leitplanken werden uns weitertragend hilfreich sein. Unvergessen wird uns auch das Länderbürotreffen in Magdeburg vor einem Jahr bleiben [...] Stephan Rether war über die gesamte Tagung ein wunderbarer Gastgeber.“

Und dies – so möchte ich hinzufügen – bestand auch darin, dass Sie, Herr Rether, ein kontaktfreudiger, umgänglicher und anregender Mensch sind, der herzlich und anste-

ckend lachen kann. Bewahren Sie sich diese Lebensfreude und die Fähigkeit, immer noch über Gottes wunderbare Schöpfung und die einzigartige Würde des Menschen staunen zu können, wie sie in Psalm 8, den wir heute auch gehört und gebetet haben, zum Ausdruck kommt! Im Namen des Bistums und ganz persönlich danke ich Ihnen für alles Engagement in den Beziehungen zwischen Staat und Kirche und in unseren eigenen Reihen. Wir wünschen Ihnen und Ihrer Gattin auch weiterhin viel Elan und Zuversicht, vor allem aber Gottes reichen Segen und noch viele Jahre in großer Zufriedenheit.

Und Ihnen, lieber Herr Bethke, danke ich genauso herzlich für Ihre Bereitschaft, die Nachfolge als neuer Leiter des Katholischen Büros Sachsen-Anhalt anzutreten und Ihre Gaben und Fähigkeiten in diesem Bereich einzubringen. Ich bin gewiss, dass Sie diese Aufgabe auch mit Bravour meistern werden und freue mich auf unsere Zusammenarbeit. Und mögen die Beziehungen zwischen Staat und Kirche in Sachsen-Anhalt auch weiterhin dem Gemeinwohl dienen und für viele hilf- und segensreich sein, den irdischen Mächten geben, was ihnen gehört, sich existentiell aber vor allem oder noch mehr an Gottes beziehungsweise Jesu Maßstäben orientieren.

Impressum

Presse- und Öffentlichkeitsarbeit
Bischöfliches Ordinariat
Max-Josef-Metzger-Straße 1
39104 Magdeburg
Redaktion: Anja Schlender
Gestaltung: Ulrike Kettlitz-Bergner

www.bistum-magdeburg.de

Titelbild: Quelle/Rechte: Gerhard Feige



Rechte: Bistum Magdeburg

Bischof Dr. Gerhard Feige, geboren 1951 in Halle (Saale), Studium der Philosophie und Theologie in Erfurt, 1978 Priesterweihe, 1988 Promotion, Studienaufenthalt in Rom, 1994 Berufung zum Professor für Alte Kirchengeschichte, Patrologie und Ostkirchenkunde in Erfurt, ab 1999 Weihbischof in Magdeburg, seit 2005 Bischof von Magdeburg und seit 2012 Vorsitzender der Ökumenekommission der Deutschen Bischofskonferenz.